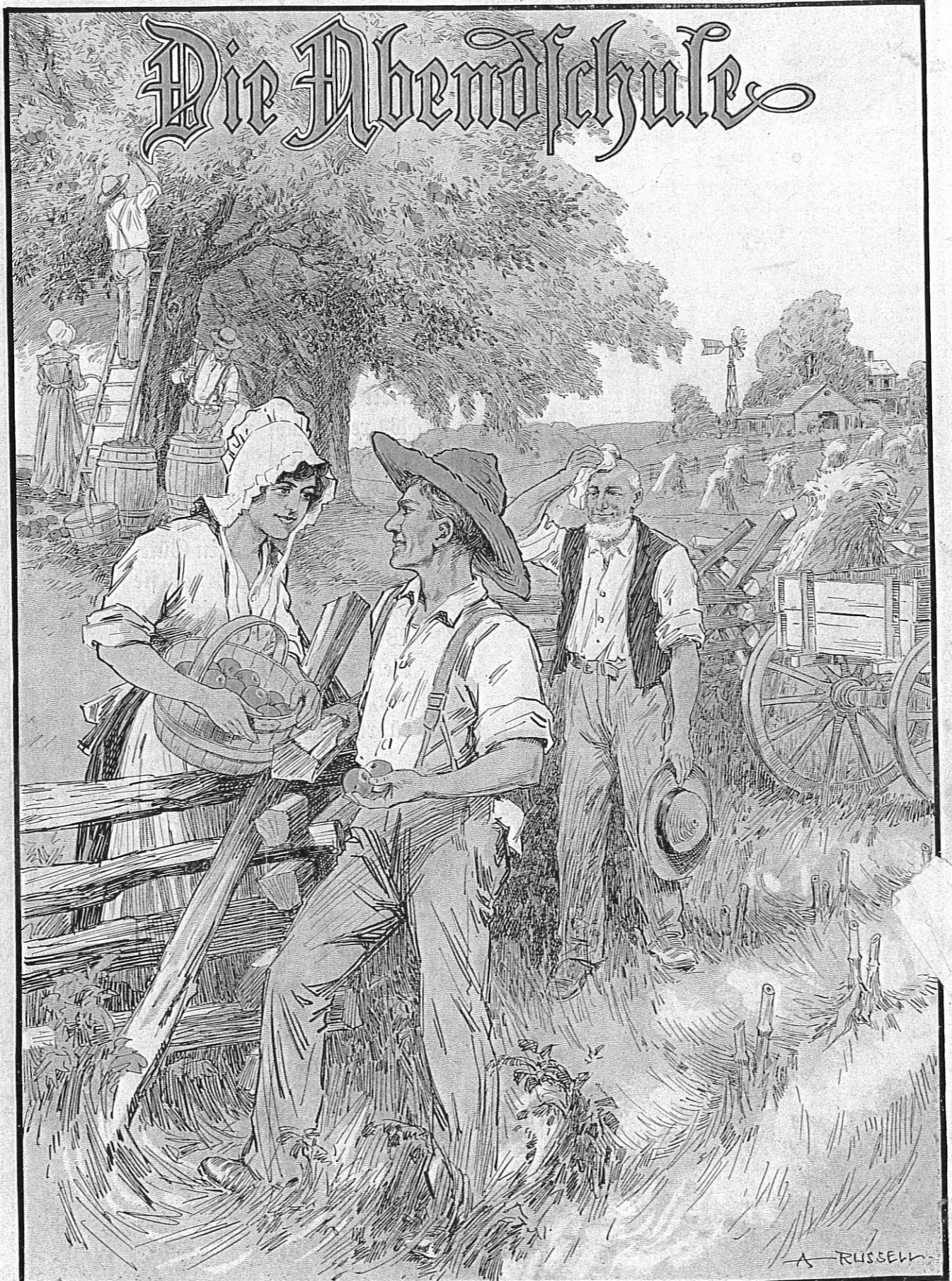


Die Abendschule



Für Millionen guter Köchinnen ist das Waschen der Hände mit Ivory-Seife vordem Backen ein ebenso wichtiger Teil eines jeden Rezeptes wie die Menge Mehl oder Crisco. Sie benutzen Ivory, weil diese die Haut skrupulös rein macht und weil sie auch nicht eine Andeutung von Seifengeruch hinterläßt. Ivory-Seife ist so sauber und so hoch in Güte, so zart und so rein, daß sie besonders geeignet ist zum Waschen aller Gegenstände, die überhaupt mit den Dingen, die wir essen, in Berührung kommen.



IVORY SOAP



IT FLOATS

99 $\frac{44}{100}$ % PURE

Die „Abendschule“, ein illustriertes Familienblatt, mit der Abteilung „Frauenklaus“, erscheint alle zwei Wochen in 40–52 Seiten starken Hefen (26 Hefen im Jahrgang) zu \$2 das Jahr. Abonnenten können jederzeit eintreten. Adressänderungen sollten zwei Wochen vor Umzug gemeldet werden; man teile die alte sowie die neue Adresse mit.

Jahrgang 64.

Heft 4.

Die Abendschule.

St. Louis, Mo., Donnerstag, den 13. September 1917.

Die „Abendschule“ ist in der ganzen Welt verbreitet und kostet nach dem Ausland \$2.50 portofrei. Probenummern werden auf Verlangen gratis gesandt. Allen Geschäftliche, Bestellungen, Gelder, Manuskripte u. s. w. sind zu senden unter der Adresse: **Louis Lange Publishing Co., 3600–3610 Texas Ave., St. Louis, Mo., U. S. A.**

Aus der Zeit für die Zeit.

Die Müßigen in dieser großen Erntezeit. Ein Vorwurf kann Erntearbeiter härter treffen als der: „Was steht ihr hier den ganzen Tag müßig!“ Wer sind denn solche Erntearbeiter? Die andere Klage: „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter,“ ist in den letzten drei Jahren der Welt verständlicher geworden. Haben wir in Amerika es auch noch nicht so stark erfahren, so ist es doch gespürt worden; den Kriegführenden Ländern Europas aber rang sich immer wieder das Klagewort aus kummervollen Herzen. Die arbeitsgewohnten Erntearbeiter wurden eingezogen, wer sollte

den Segen der Felder bergen? Die Alten und Schwachen, die Frauen und Kinder blieben zurück — da waren wenig tüchtige Arbeiter. Aber unter Mühen und Anstrengung, wie man sie nie gekannt, wurde die Arbeit doch getan, in drei Jahren nacheinander getan, die Ernten konnten doch, mit manchem Seufzer begleitet, in die Scheunen gebracht werden, und überall in deutschen Landen konnte man in den schweren Jahren doch noch wieder einstimmen in das Loblied: „Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen.“ Da hat man wirklich mit Herz, Mund und Hand danken gelernt: die Herzen richteten sich mehr als je hinaus zum Geber aller Gaben, kräftiger legte der Mund wieder Bekenntnisse des Glaubens ab, emsiger half die gebende Hand dem Dürftigen und Nächsten. Auch die ganze Welt hat in hohem Ernste die Erfahrung gemacht, daß Krieg so leicht Hungersnot und große Teuerung bringt, daß es da wenig Erntearbeiter gibt, daß keine müßig stehen dürfen, und daß dasjenige Volk das stärkste ist, welches hinter der Front am besten kämpft, d. i. wirtschaftlich am besten gerüstet ist. Allenthalben aber ist heute die Erntefreude sehr getrübt. Heiß ersehnen drüben die Völker den Frieden, — und er will gar nicht kommen. Und so viele, viele kommen nie wieder heim! Auch hierzulande ziehen heuer die Gedanken immerfort auf das große graue Erntefeld, wo der grimme Schnitter Tod eine furchtbare Ernte hält. Nichtet sich das Herz und Auge um so mehr zugleich auf den großen Erntetag aller Zeiten, da jeder Mensch ernten soll, was er auf Erden gesät hat? Welches dem Unkraut — es wird verbrannt! O, daß wir reife Lehren sein mögen für des himmlischen Säemanns ewige Scheunen! „Wer da sät im Segen, wird auch ernten im Segen.“ Wer weiß, werden wir so ernst geführt werden wie die Leute jenseits des Meeres, daß wir Tränen säen müssen? Auch solche Tränensaat, wenn sie auf den Geist und nicht auf das Fleisch geschieht, wird zur Freudenerte werden! Es ist ein von Gott verordnetes Naturgesetz: „Wie die Saat, so die Ernte.“ In der Natur ist die Ernte von mancherlei Einflüssen abhängig, von nichts aber so sehr wie von der Aussaat. Der Landmann sorgt daher vor allen Dingen für gute Aussaat. Genau in derselben Wechselbeziehung von Saat und Ernte steht jedes Menschenleben! Deine Gegenwart ist die Ernte aus deiner Vergangenheit; deine Gegenwart ist auch wieder die Saat für die Zukunft. Gedanken, Worte, Werke sind allesamt triebkräftige Samenfrüchte, die der Mensch ausstreut für sich und andere, zum Guten und zum Bösen. Wie bergen die gefüllten Scheunen der Jüden-, Kranken- und Zuchthäuser so viel schlimme Ernte von der Trunksucht, Wollust, Unzucht und böser Gesellschaft schlimmer Saat! Welche Ernte wird unserem Volke die fortwährende Aussaat von Feindschaft, Meid und Klassenhaß bringen? Wie viele Eltern, von ihren in keiner christlichen Schule erzogenen, ungeratenen Kindern im Alter verachtet und verstoßen, müssen die bitteren Früchte ihrer Aussaat ernten! Wo aber im Segen gesät wird, wo Menschen von edlen Trieben, Glaube, Liebe, Hoffnung, Selbstzucht und Friedfertigkeit ihr Leben leiten lassen und in der Kraft des Geistes die alte

böse Art und Saat unter die Füße treten, da erwächst ihnen eine herrliche Ernte. Sie kann schon äußerlich sich zeigen in Gesundheit,

Wohlfund, Achtung und Wertschätzung; aber mag sie auch

Tränen zur Beigabe haben, innerlich wird sie reifen in Herzensfrieden, Gewissensklarheit, Gottseligkeit und einst austreiben zu vollkommener Freude ohne Ende. Wie die Saat, so die Ernte, und wer da sät im Segen, wird auch ernten im Segen! Die Kriegssichel hat so viele Wunden geschlagen und mag noch viel, viel mehr Jammer bringen; die Ernten sind drüben kleiner und dürrer als sonst, ach, es fehlen so viele Erntearbeiter, und hier herrscht trotz großer Ernte allgemeine Teuerung. Wollen wir da müßig stehen, wollen wir nicht um so fleißiger gute Aussaaten streuen, Tränen trocknen helfen, der Not wehren, dem Elend zu steuern suchen? Wollen wir nicht neben den Nöten des Krieges all der Friedens- und Segenswerke gedenken und sie üben, immer erinnert an den Kernspruch: „Der Same ist das Wort Gottes“? Wollen wir diesen Samen nicht vor allem fleißig in uns selbst einsäen lassen auf guten Boden und dann fleißig die Werke der inneren und äußeren Mission, in Haus und Schule, in der Nähe und in der Ferne, üben? Wollen wir nicht fleißig auch die Saat- und Erntearbeiten der mannigfachen christlichen Nächstenliebe, privatim und in Wohltätigkeitsanstalten, verrichten? Ei, bringt die junge Mannschaft in großen Scharen dem Vaterlande Leib und Leben zum Erntepferd dar, — wollen wir für den Erntetag unseres Erdenlebens, für den Schluß-Erntetag aller Zeiten, für die ewigen Scheunen, müßig stehen und nichts säen und nichts opfern in Fürbitte und Gebet, in Kirche und Schulklassen und Mission, durch Wohltun und Mitteilen, mit Gab und Gut? Weniger werden der Arbeiter — soll uns das Wort treffen: „Was steht ihr hier den ganzen Tag müßig?“

Wilsons Friedensablehnung und Ausfuhrverbot.

Am Abend des 27. August erließ Präsident Wilson das erwartete Ausfuhrverbot, durch welches alle Ausfuhr von Kriegsmaterialien jedweder Art, von Kohle, Öl, Getreide, Mehl, Fleisch, Butter, Milch, Eisen, Holz, Stahl, Düngstoffen, Salpeter, Kali, Jute, Flachs, Leder, Maschinerie u. s. w., nach dem 30. August verboten wird, außer mit Erlaubnis der Ausfuhrlicenzbehörde, an deren Spitze Vance McCormick steht. Die neue Vorschrift ermöglicht es, den neutralen Ländern Europas nur solche Lebensmittel und andere Bedürfnisartikel zukommen zu lassen, die ausschließlich von ihnen selbst wirklich benötigt werden; sie müssen gewissermaßen über jedes Pfund und jede Gallone Rechnung ablegen. Auch werden unter der Verordnung die Sendungen an die Alliierten nach Bedürfnis geregelt. Alle bisher dem Handelsamte zustehenden diesbezüglichen Machbefugnisse werden an die neue Lizenzbehörde übertragen. Am nächsten Abend wies der Präsident in einer Note an den Papst dessen Friedensvorschlag ab. Er sagt: „Jedes Herz, das durch diesen schrecklichen Krieg nicht blind und hart geworden ist, muß durch die-



sen Appell des Papstes gerührt werden, muß die Würde und Macht der menschlichen und edlen Motive fühlen, daß wir den Pfad des Friedens beschreiten können, den er so überredend angibt. Aber es würde vergeblich sein, ihn zu beschreiten, wenn er nicht tatsächlich zu dem Ziele führt, das er begreift. Unsere Antwort muß sich auf die starren Tatsachen stützen und auf nichts anderes. Es ist nicht nur eine Einstellung der Feindseligkeiten, die er wünscht, sondern ein fester und dauernder Friede. Diese Agonie darf nicht wieder durchgemacht werden, und es muß eine Sache sehr nüchternen Urteils sein, was uns dagegen schützen wird.“ Mit einer solchen Macht wie den gegenwärtigen Herrschern von Deutschland nach Papst Benedikt's Plan zu verhandeln, meint nun der Präsident, würde eine Wiedererlangung der Stärke und eine Erneuerung der Weltherrschaft dieser Macht mit sich bringen, die jetzt zwar zum Stillstand gebracht, aber nicht besiegt sei, nachdem sie einen Kontinent mit dem Blute unschuldiger Frauen und Kinder, hilfloser Armen und Soldaten getränkt habe. „Straflos, Vergeltung von Reichen, Errichtung selbstsüchtiger und exklusiver wirtschaftlicher Ligen halten wir für unangebracht und im Ende für schlimmer als vergeblich und für keine richtige Grundlage für irgendeinen Frieden, geschweige denn für einen dauernden Frieden. Ein dauernder Friede muß auf Gerechtigkeit und Billigkeit und den gemeinschaftlichen Rechten der Menschheit aufgebaut sein. Wir können das Wort der gegenwärtigen Herrscher Deutschlands nicht als Garantie für irgend etwas Dauerndes annehmen, wenn es nicht ausdrücklich durch so schlüssige Beweise des Willens und der Absicht des deutschen Volkes selbst gestützt ist, daß die anderen Völker der Welt gerechtfertigt wären, es anzunehmen. Ohne solche Garantien könnte sich kein Mensch, keine Nation jetzt auf Verträge, Vereinbarungen zur Abrüstung, Abmachungen zur Einsetzung von Schiedsgerichten, territorialen Ausgleichungen, zur Wiederherstellung kleiner Nationen verlassen, wenn sie mit der deutschen Regierung abgeschlossen werden. Wir müssen neue Beweise der Absichten der großen Völker der Weltmächte abwarten. Gebe Gott, daß sie bald gegeben werden und in einer Weise, daß das Vertrauen aller Völker in der ganzen Welt in die Treue von Nationen und die Möglichkeit eines vertragsmäßigen Friedens wiederhergestellt wird.“ Als der „Höhepunkt des Krieges“ wird diese Note betrachtet, durch die Herr Wilson als Wortführer der Alliierten erscheint. Sie ist, obwohl an den Papst gerichtet, ein Appell an das deutsche Volk, seine militärischen Meister aus dem Sattel zu heben, und darüber ist die gesamte Presse Deutschlands entzückt. Aber mag Wilsons Appell auf den ersten Blick auch als eine neue Kriegsfahle erscheinen, wer tiefer schaut, wird in den Schlussätzen einen Gegenvorschlag sehen, zum Frieden zu kommen. Und tatsächlich wurde ja bereits zuvor in Deutschland einer Siebener-Kommission des Reichstags die Beantwortung des päpstlichen Friedensvorschlages vom Reichstag selbst übergeben, nicht den Ministern. Möchte doch bald die Grundlage für ehrenvolle Friedensunterhandlungen nun gefunden werden!

Die Entscheidung liegt in Washington.

Der Papst vermochte nur allgemeine Grundlagen anzugeben, auf welchen er einen Friedensschluß für möglich hält, wenngleich seine gewaltige Macht über alle Katholiken der Erde seinen Worten starken Nachdruck verleiht. Zu allen Zeiten war aber die vatikanische Politik sehr klug geleitet, und sie wird auch heute sicherlich keinen Schritt unternommen haben, bei welchem sie vollständigen Fehlschlag zu befürchten hätte. Durch einen Mißerfolg müßte das Ansehen der Kurie leiden, und daß eine solche Folge in Rom nicht vorher reiflich erwogen worden wäre, darf als ausgeschlossen gelten. Wo aber liegt nun das Schwerk Gewicht einer endgültigen Entscheidung darüber, ob des Papstes Vorschläge zu Friedensverhandlungen führen werden, oder ob der Krieg weitergehen soll? Maginilian Garben, der in seinem Berliner Blatte so oft kein Blatt vor den Mund nahm, schreibt jetzt, Präsident Wilson könne durch ein einziges Wort den Krieg beenden. Es ist wahr, unser Präsident ist infolge der Kriegszustände nicht bloß für die Vereinigten Staaten mit beispielloser Machtfülle beliebt worden, sondern infolge der den Alliierten geleisteten großartigen Beihilfe und Unterstützung kann er auch auf sie einen so mächtigen Einfluß ausüben, daß sein Wort gleichsam zum Gebote wird. Die Alliierten müßten den Kampf einstellen, wenn er es verlangte, und ebenso würden die Zentralmächte, die ja bereits ihre Willigkeit angedeutet haben, auf jede halbwegs billige Friedensgrundlage einzugehen, dem Friedenswillen der Ver-

einigten Staaten zustimmen. So haben es die Umstände mit sich gebracht, daß der Präsident der Vereinigten Staaten heute zu einer Macht emporgestiegen ist, die über die Lebensfrage der Völker der Welt entscheiden kann. Hierzu kommt noch dies, daß allmählich allen Regierungen, Deutschland wie England und die Vereinigten Staaten selbst eingeschlossen, vor der wachsenden Macht des Sozialismus bange wird. Die Völker werden durch die Zeitumstände införmlich in die Arme getrieben. Leicht mag es noch anderswo als in Rußland dahin kommen, daß ein oder mehrere Völker die Herbeiführung des Friedens mit eigener Hand zu bewerkstelligen versuchen. Unablässig steigt daher vor Gottes Thron das Gebet von Millionen die Herzen der Oberen und Regenten zum Frieden zu neigen.

Eine neue Kaiserrede.

„England, Deutschlands Erzfeind, muß niedergeworfen werden, koste es, was es wolle,“ sagte Kaiser Wilhelm (falls richtig gemeldet) seinen Truppen in Flandern, als er sie am 22. August nach dem Zusammenbruch der dortigen englischen Offensive begrüßte. Nach einem Hinweis auf den auffallenden Unterschied zwischen der deutschen und der englisch-französischen Auffassung des Krieges fuhr er fort: „Es liegt in Gottes Hand, wann seine Weisheit uns den Sieg verleihen will. Er hat unserer Armee eine ernste Lehrzeit gegeben, und nun sollen wir die Prüfung bestehen. Mit dem alten deutschen Gottvertrauen sollen wir zeigen, was wir imstande sind zu leisten. Je größer und mächtiger die Aufgaben sind, um so froher werden wir an ihnen arbeiten und sie lösen. Wir werden kämpfen und siegen, bis der Feind genug hat. Alle Deutschen sind sich darüber geworden, wer diesen Krieg angestiftet hat, und wer der Hauptfeind ist: England. Jedermann weiß, daß England unser böswilligster Gegner ist. Es verbreitet den Haß gegen Deutschland in der ganzen Welt, erfüllt seine Verbündeten mit Haß und Kampflust. So weiß denn jeder daheim, was Ihr ja noch besser wißt, daß England ganz besonders der Feind ist, der niedergeschlagen werden muß, so schwer es auch sein mag. Auch Eure Angehörigen zu Hause, die große Opfer gebracht haben, danken Euch durch mich ein schweres Ringen liegt noch vor uns. England, stolz auf seine zähen Widerstand, glaubt an seine Unbesiegbarkeit, aber Ihr werdet zeigen, daß Ihr noch größere Dinge vollbringen könnt, denn der Preis des Krieges ist die Freiheit des deutschen Volkes, zu leben, — die Freiheit der Meere und die Freiheit daheim. Mit Gottes Hülfe werden wir den Kampf zu Ende führen und werden siegreich bleiben!“ Viel ist in amerikanischen Blättern das Gottvertrauen des Kaisers wieder durch die Feder gezogen worden. Den Spöttern ist es unbekannt, welcher ein aufrichtig frommer Mann und eifriger Bester Wilhelm II. ist, und sie sagen davon, wie auch er sich eine „deutschen“ Gott zurechtmache. Weit berechtigter erscheint, von ihm aus betrachtet, das Bedauern, welches sich darüber äußert, daß zu einer Zeit, da der Friede kräftig angeregt wurde, eine starke Kriegserede von neuem durch die Welt erklingt, in der sich — das ist freilich auch wieder nicht zu verkennen — aufs neue die deutsche Siegesgewißheit äußert.

Riga fällt, Cadorna prahlt, die Westfront hält.

Warum nehmen die Deutschen nicht die Stadt Riga? So fragte man sich schon vor Jahresfrist. Dieser Tage wurde Hindenburg von englischer Seite sogar als „failure“ hingestellt. Da, am 3. September, fiel Riga! Der wichtigste russische Hafen der Ostsee und Hauptstützpunkt von St. Petersburg, fiel den Deutschen, deren Heer die Stadt einringte, während ihre Flotte die Bucht einschloß, nach wenigen Kanonenschüssen mit großer Beute in die Hände. Die deutsche militärische Berechnung, es gelte nur zu warten, Riga zu zogen sich die russischen Streitkräfte nordostwärts. „Die Lage der Front ist schlecht,“ sagte in Moskau der Oberkommandeur Kononow, „wir haben ganz Galizien, die gesamte Bukowina und al Fruchte unserer früheren Siege verloren. An verschiedenen Punkten hat der Feind unsere Grenzen überschritten, und er bedroht unsere fruchtbaren südlichen Provinzen. Er bemüht sich, die rumänische Armee zu vernichten, und er pocht an die Tore Rigas an. Sollten unsere Armeen die Rüste des Rigaer Golfs nicht halten würde der Weg nach Petrograd weit offen sein.“ In Moskau hielten die Vertreter der verschiedenen Parteien eine Konferenz ab, an der Kornilow und Kerenski, der nun „mit Zarenmacht“, durch Blum und Eisen regieren will, sich als Gegner entpuppten, und bald erh

in St. Petersburg auch eine monarchistische Bewegung ihr Haupt, um eine Gegenrevolution ins Werk zu setzen. Auch in Rumänien, bei Fokschani, flohen Russen und Rumänen, die Deutschen nahmen die Stadt Trebitz im Sturm, machten viele Gefangene und große Beute und sind stellenweise schon in Bessarabien auf russischem Boden. Dagegen meldeten die Italiener am Sonzo Sieg auf Sieg. General Gaborna eroberte den Monte Santo, eine wichtige Höhenstellung nördlich von Görz, errang in verzweifelten Kämpfen auf dem Karst, dem Plateau von Vainizza, einige Vorteile und will 27,000 Gefangene genommen haben samt großer Beute. Großer Jubel herrschte in Paris über die Rückeroberung der Hügel „Toter Mann“ und Nr. 304, wobei die Franzosen unter gräßlichen Verlusten 300,000 Mann ins Feuer brachten, aber nicht minder groß war der Jubel der Deutschen, als sie Beaumont den Franzosen entrissen. Und bei Ypern, Menin, Le Catelet, Frezenberg und Lens wurden die Briten aus vorgeschobenen Stellungen zurückgeworfen. Dover, Margate und Ramsgate wurden mit Bomben belegt, furchtbar aber war die Wirkung deutscher Bomben, die 6 Flieger wenige Tage später auf den englischen Flottenhafen Chatham warfen: 107 Tote, 86 Verwundete und enormer Schaden. Vier deutsche Minenfeger aber wurden an der Küste von Zütland von britischen Torpedoboote zerstört; dagegen versenkten die U-Boote wöchentlich etliche 20 Schiffe, und England, erklärte Admiral Scheer, Sieger in der Skagerrak-Schlacht, wird bald zugeben, daß der Krieg sich nicht bezahlt.

Amerika und Japan.

Eine besondere Gesandtschaft Japans, die hergekommen ist, um „die Maulwurfsgruben der Mißverständnisse“ wegzuräumen, wie ihr Führer, Graf Ishii erklärte, wurde von der Regierung in Washington mit Pomp und Liebenswürdigkeit empfangen. Das ist schön und erfreulich. Im Laufe der letzten Zeit war des öftern, zumal von japanischen Blättern und Staatsmännern, hervorgehoben worden, daß zwischen Japan und Amerika mancherlei Mißhelligkeit und Feindschaft bestehe und der Himmel sich bewölke. Wenn nun die drohende Gewitterwolke verzieht, so kann das amerikanische Volk nur aufatmen und darüber froh sein. Es wird jedem einleuchten, daß zwischen diesen beiden Nationen Klarheit geschaffen werden muß, wenn wir in der Kriegs- und Friedenssache freie Hand gewinnen und in der europäischen Weltpolitik, soweit Amerika dabei in Betracht kommt, ein gewichtiges Wort mitsprechen wollen und sollen. Es ist unverkennbar, daß Präsident Wilson diese Notwendigkeit längst erkannte; es erhellt aus seinen Bemühungen, Amerika aus Ostasien herauszuziehen, den Philippinen Unabhängigkeit anzubahnen und an der gemeinsamen Finanzierung Chinas durch die Westmächte nicht teilzunehmen. Mißverständnisse und Schwierigkeiten zu beseitigen, ist erklärtemaßen der Zweck der japanischen Sondergesandtschaft, und Amerikas historisches Programm lautet ja, mit allen Völkern Frieden und Freundschaft zu pflegen. Möge das edle, von beiden Seiten erstrebte Ziel von schönstem Erfolge gekrönt werden!

Kriegsprofite.

„Diejenigen, die Kapital schlagen aus dem Blute dieses Krieges, sind es, die am besten fähig sind, die Unkosten des Krieges zu bezahlen.“ — mit diesen markigen Worten griff der neue Bundes-senator Johnson von California in die lang sich hinziehenden Beratungen über die Kriegsteuervorlage ein. Seine Rede hat im Volke ein lautes Echo nachgerufen. Sie gipfelte in der Forderung, hohe und höchste Besteuerung, ja, „Konfiskation“ der Kriegsprofite vorzunehmen. Wenn es nach dem Willen der Massen ginge, wären zweifellos alle Kriegsprofite längst beschlagnahmt. Das Volk sieht das Geld nicht nur als Mutgeld an, sondern hegt auch den Verdacht, daß diese Gewinnsucht für ein gut Teil desjenigen Patriotismus, der zum Kriege drängte und ihn verlängert und der jedes Sehnen nach baldiger Rückkehr des Friedens als „unloyal“ und „landesverräterisch“ brandmarken möchte, verantwortlich ist. „Ich mache darauf aufmerksam“, sagte Johnson, „daß, wenn es notwendig ist zu tun, was wir hinsichtlich menschlicher Wesen taten (die Konfiskation), dann in Bezug auf Geld und Besitz dieselbe Notwendigkeit besteht und wir ihnen gegenüber dieselbe unerbittliche Haltung einnehmen, die der Senat befandete, als es sich um Fleisch und Blut handelte.“ Sollte es in einer demokratischen Republik, die

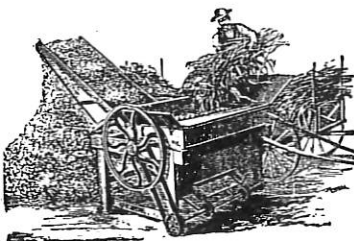
oft genug als exemplarisch für die Welt bezeichnet wird, anders sein können?

Lebensversicherung unserer Soldaten.

Bisher hatte unser Land nur eine Pensionierung der durch Verwundung oder Krankheit geschädigten Krieger sowie aller Witwen und Waisen gefallener Soldaten. Anlässlich des gegenwärtigen Krieges läßt sich die Regierung betreffs dieser Fürsorge von ganz neuen Gesichtspunkten leiten. Obwohl auch fernerhin noch mit weiteren Pensionen wird gerechnet werden müssen, ist jetzt das Hauptbestreben auf eine Versicherung aller Angehörigen der Armee und Flotte gerichtet, so daß im Falle ihres Ablebens die Hinterbliebenen genügend sicher gestellt werden. Die Bundesregierung kam, nachdem sie mit den großen Versicherungsgesellschaften vergebens einen Plan auszuarbeiten gesucht hatte, zu der Ueberzeugung, daß sie eine besondere, von aller übrigen Versicherung getrennte Lebensversicherung ihrer Soldaten billiger liefern können als irgendein Privatunternehmen, und arbeitete daher einen einschlägigen Gesetzentwurf aus. Danach wird die Versicherungsrate für jede \$1,000 dem Versicherten \$8 kosten, so daß gegen Zahlung von nur \$80 ihm im Falle der Erwerbsunfähigkeit oder seines Angehörigen im Falle seines Ablebens ein Betrag von \$10,000 überwiesen würde. Auch sind Bestimmungen vorgesehen, die dem Versicherten die Abzahlung der Prämie in kleinen Beträgen ermöglichen. Alle Soldaten und ihre Angehörigen werden sich sicherlich über ein solches Gesetz freuen. War schon das bestehende Pensionsgesetz einer großmütigen Erkenntnis entsprungen, den Vaterlandsverteidigern gerecht zu werden, und war es zu allen Zeiten so liberal ausgelegt und durchgeführt worden, daß es sogar zu mancherlei Mißbräuchen Veranlassung gab, so ist gewiß nicht zu leugnen, daß in diesem neuesten Schritte, der Lebensversicherung aller ihrer Soldaten, die Vereinigten Staaten mehr als irgendein Land der Erde die Verpflichtung der Nation hochhalten, für die bedürftigen Angehörigen gefallener und die Familien verkrüppelter Soldaten in reichlichem Maße zu sorgen.

Neues Kinderschutzgesetz.

Raum war mit dem 1. September ein neues Bundesgesetz über Kinderarbeit in Kraft getreten, als auch schon ein Bundesrichter in North Carolina es für verfassungswidrig erklärte. Man sollte doch denken, daß es nichts Verfassungswidrigeres geben könne, als Kinder in den Industriefabriken zu beschäftigen, wie es in letzter Zeit immer häufiger geschah; der Fall ging denn auch sofort zu endgültiger Entscheidung an das Bundesobergericht. Nach dem neuen Gesetz dürfen Kinder unter 14 Jahren in keiner Fabrik, Werkstätte oder sonstigen Geschäftsbetrieben beschäftigt werden, deren Erzeugnisse im zwischenstaatlichen Handelsverkehr verhandelt werden. In Bergwerken und Steinbrüchen darf kein Kind unter 16 Jahren tätig sein. Die Arbeitszeit für Kinder von 14 bis 15 Jahren darf in Fabriken nicht acht Stunden übersteigen und schließt ihre Beschäftigung während der Stunden von 7 Uhr abends bis 6 Uhr morgens aus. Das ist deutlich und bedarf gar keiner besonderen Erläuterung, läßt auch kein Hintertürchen offen. Daraus erklärt sich auch das Gezeter, das sich in gewissen der Kinderarbeit frönenden Unternehmerkreisen erhob, noch ehe das Gesetz angenommen war. Die Durchführung des Gesetzes gründet sich auf die Feststellung des Schulbesuchs der Kinder zwischen 6 und 14 Jahren. Es braucht bloß ermittelt zu werden, ob alle Kinder in diesem Alter die Schule besuchen, und wenn nicht, aus welchem Grunde sie wegbleiben. Außerdem müssen Kinder von 14 und 15 Jahren, wenn sie in Fabriken beschäftigt werden sollen, besondere Altersbescheinigungen beibringen. Es bedarf kaum besonderer Betonung, daß die gewissenhafte Durchführung dieses Kinderschutzgesetzes von größter Wichtigkeit für unsere heranwachsende Jugend ist, ganz besonders während der ernstesten Zeit des Krieges. In den kriegführenden Ländern, wo man es in dieser Hinsicht an der erforderlichen Beaufsichtigung fehlen ließ, hat das jugendliche Verbrechen so beträchtlich zugenommen, daß jetzt ungeheure Anstrengungen gemacht werden, die Schulzimmer wieder zu füllen. Als geistigste Schutzwehr der Jugend kann nichts Besseres in Betracht kommen als die christliche Schule, beide die — Saatstätten guter Ernte. W.



Die Baumwolle, ihre Kultur und Geschichte.

Neben den großen Staatsgebilden, die von Zeit zu Zeit die Welt mit dem Getöse ihrer Waffen erfüllen, gibt es auch eine stattliche Reihe wirtschaftlicher Großmächte, die auf das Wohl und Wehe der Völker einen tiefgreifenden Einfluß haben. Zu ihnen gehören viele Industrie-Fabrikate, viele Mineralprodukte (vornehmlich Kohle und Eisen) und vor allem die Ernterzeugnisse. Unter diesen aber steht sicherlich, mögen die Preise für Nahrungsmittel, besonders Fleisch und Weizen, auch schier unerschwinglich hoch klettern, die Baumwolle nebst allem, was mit ihr zusammenhängt, mit in der vorderen Linie. Ja, heuer, da Amerika eine Baumwollernte von 11,900,000 Ballen gegen 11,400,000 im Vorjahre erwartet und der Preis sich auf 27 Cents das Pfund gegen 14 1/2 vor Jahresfrist stellt und wohl noch höher gehen wird — zum Ballen rechnet man 500 Pfund und mehr —, die Ernte also \$1,610,000,000 einbringen mag, ist das schon vor 50 und mehr Jahren geprägte Wort "Cotton is King" wieder zu hören.

Wie wohl bei keinem anderen Erzeugnis der Felder und der Minen, läßt sich das Herrschgebiet der Baumwolle in drei scharf be-



Beim Baumwollpflücken.

oder weniger mit Saat, Pflege und Ernte, mit Verpackung und Vermarktung der Baumwolle zu tun haben und daraus den Hauptteil ihres Lebensunterhalts gewinnen.

Größer ist aber das Reich der Verarbeitung; es umfaßt nicht nur fast das gesamte Gebiet des Anbaues, sondern auch noch große Teile Nordamerikas und den Erdteil Europa. Während es nach Süden hin nicht über die Grenze des Anbaugebietes hinausreicht, geht es im Norden bis zum 60. Breitengrade hinauf, erstreckt sich also über einen Erdgürtel von 90 Parallelgraden. Die Verarbeitung selbst, bis etwa vor 130 Jahren überall ausschließlich mit der Hand unter Benutzung einfacher Geräte

(Spindel, Spinnrad, Webstuhl) ausgeführt, geschieht jetzt überwiegend mit Hilfe zahlreicher, geistvoll ausgedachter, höchst leistungsfähiger Maschinen, deren Gesamterzeugnis der Arbeit von mehreren hundert Millionen Menschen gleichkommt. Ungefähr sieben Achtel der gesamten Jahreserzeugung an Baumwolle werden auf maschinellem Wege versponnen, wobei etwa 120,000,000 Spindeln (in Europa 87,000,000, in Amerika 26,000,000, in Asien 7,000,000) in Tätigkeit sind. Bei der Weberei sind die Maschinen noch nicht so stark vertreten: von den Zeugespinnstern wird immer noch ein Drittel auf Handstühlen älterer Art, dagegen zwei Drittel auf Kraftstühlen (Maschinen) hergestellt, deren es zur Zeit etwa 2,200,000 gibt (1,500,000 in Europa, 600,000 in Amerika, 100,000 in Asien). Die Gesamtzahl der Handstühle ist weit größer, kommt doch allein auf Japan, wo die Handweberei vorherrscht, über 1,000,000 solcher Webstühle. In beiden Arten von Baumwollfabriken — Spinnereien und Webereien — arbeiten mindestens 2,500,000 Menschen, davon vier Fünftel in Europa. Fast ebenso groß mag die Zahl der Handweberei sein, denn in Asien überwiegt die Handarbeit bei weitem, in Afrika ist sie bisher die einzige Form der Verarbeitung.

Noch größer als die Reiche des Anbaues und der Verarbeitung ist König Cottons Gebiet des Verbrauchs. Es deckt sich mit dem des Handels im weitesten Sinne des Wortes. Es umfaßt die ganze bewohnte Erde, es gibt tatsächlich kein Land, wo nicht Baumwolle oder Gegenstände daraus benutzt würden. Solche allgemeine Verbreitung haben nur wenige andere Industriezeugnisse — nur Eisen und Tabak teilen sich mit ihr in den Ruhm — und den verdankt sie hauptsächlich ihrer Billigkeit, Haltbarkeit und vielseitigen Gebrauchsfähigkeit.

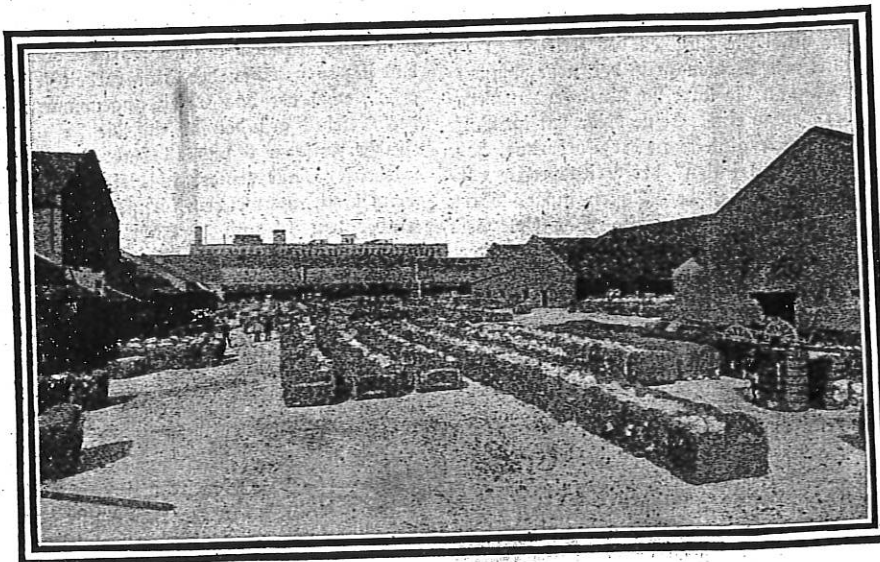
Hatten schon die alten Indier, die Erfinder der Verarbeitung der Baumwolle, in den Verwendungszwecken es weit gebracht, was will das heute besagen, da die neuzeitliche Industrie aus dem einzigartigen Faserstoffe eine wahre Anzahl von Zeugen und Mustern



Baumwolle wird zum Markte gefahren.

grenzte Reiche abteilen: es sind die Reiche des Anbaues, der Verarbeitung und des Verbrauchs.

Das Reich des Anbaues erstreckt sich rund um die Erde zu beiden Seiten des Äquators über die dazu geeigneten Länder: im Norden etwa bis zu dem 40., im Süden etwa bis zu dem 30. Breitengrade, wobei aber sowohl die echt tropischen (feucht heißen) wie die wüstenartigen (trockenen heißen) Landstriche nicht in Betracht kommen. Innerhalb dieses über 70 Parallelgrade ausgedehnten Erdgürtels werden jährlich über 200,000 Quadratmeilen mit Baumwolle bepflanzt und liefern bis zu 18,000,000 Ballen Faserstoff und 80,000,000 Zentner an Samenfrüchten, die zur Herstellung von Öl, Viehfutter und andern Zwecken verwandt werden. Das Reich des Anbaues umschließt mindestens 40,000,000 Menschen, die mehr

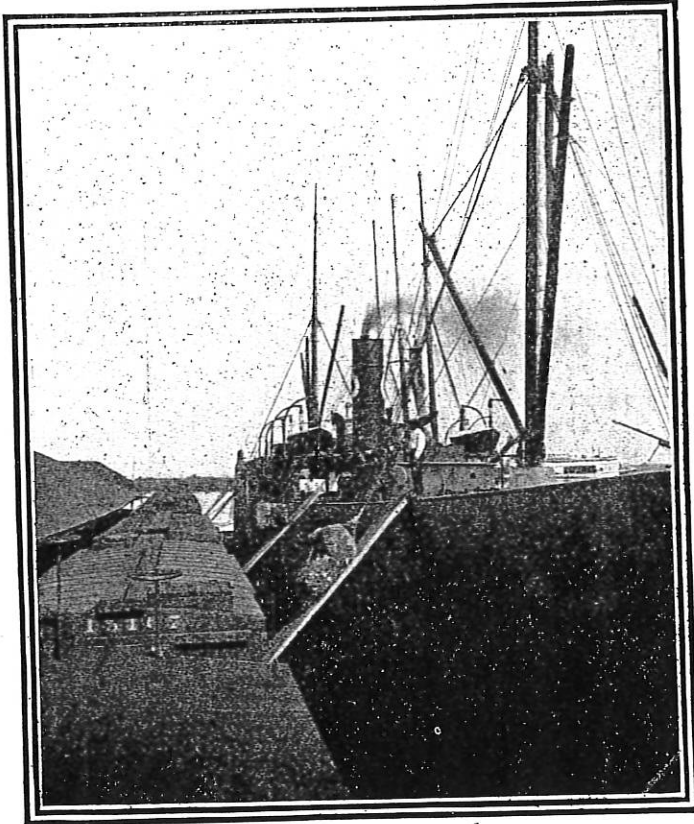


Baumwollpressen in New Orleans.

herzustellen versteht? Macht doch, um nur eins zu nennen, der nach vielen Versuchen endlich geglückte Mercerisierungsprozeß heute die Baumwolle der Seide zum Verwechseln ähnlich! Im Bleichen, Appretieren, Färben und Bedrucken sind ganz zahllose Fortschritte gemacht worden, und unablässig ist die Technik bemüht, immer wieder neue und gefällige Erzeugnisse aus Baumwolle hervorzubringen.

Ein „König“, der so gewaltige Reiche unter seinem Zepter hat, muß auch eine interessante, bedeutungsvolle in den Gang des Völkerebens eingreifende Geschichte hinter sich haben.

Die Baumwolle ist eine der allerältesten Kulturpflanzen. In Vorderindien hat sie ihre Heimat, wo sie mindestens seit drei Jahrtausenden angebaut und verarbeitet wird. Von dort verbreitete sie sich nach Westen und Nordwesten. Schon in vorchristlicher Zeit drang sie in Persien und Mesopotamien bis an die Gesteade des Mittelmeeres vor. Von Alexander dem Großen wurde sie in Zentralasien (Turkestan) angetroffen. Bald nach Beginn der christlichen Zeitrechnung aber machte sie sich in dem ersten europäischen Lande, in Griechenland, als hervorragendes Nutgewächs heimisch, fand durch den Handel bald weite Verbreitung und gelangte vornehmlich auch nach Italien. Im Mittelalter dehnte sich ihr Verbreitungsgebiet nach allen Himmelsrichtungen aus. Das Abendland erhielt die Pflanze durch die Araber, die sie in Spanien und Sizilien wie im afrikanischen Sudan einführten. In Spanien soll im 8. und 9. Jahrhundert ein ansehnlicher Anbau und eine hoch entwickelte Verarbeitung der Baumwolle bestanden haben, und die dortigen „kustaneros“ (Weber) lieferten weithin begehrte Stoffe. Karl der Große war in Deutschland der erste, der Gewebe aus Baumwolle trug. Zugleich kam der Baumwollbau auch in Syrien, Kleinasien und Cypern zur Blüte, und die Türken brachten ihn auf die Balkanhalbinsel, wo er noch heutigentags im oberen Maritima-Tale, bei der Stadt Philippopol (Ostrumelien) sehr gepflegt wird. Diese Gebiete lieferten während der Kreuzzüge viel Baumwollstoffe nach Europa. Nach Deutschland aber wurden sie regelmäßig erst mit Beginn des 14. Jahrhunderts, und zwar von Italien aus, geliefert, von wo auch die Spinnerei und Weberei dahin vordrang. In Ulm, der blühenden Reichsstadt, wurde die neue Kunst zuerst ausgeübt, sie wanderte bald nach Augsburg, von da nach Chemnitz in Sachsen und an den Rhein, wo man dann über Brügge (Flandern, Belgien), die damalige Handelsmetropole Nordwest-Europas, auf dem Wasserwege den Rohstoff bezog. Die deutschen, besonders Ulmer und Augsburger Warchente, die übrigens zur Hälfte aus Baumwolle,



Baumwolle wird verladen für den Export.

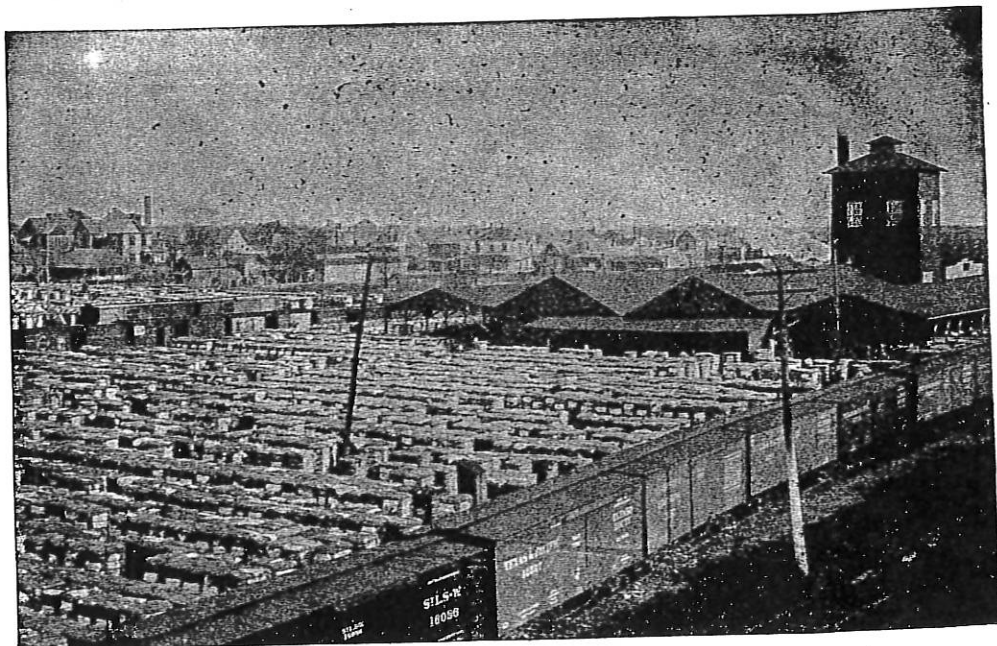
die spanischen Entdecker die Baumwolle in der Neuen Welt als Kulturpflanze vor! Sie trafen sie in Westindien, Mexiko und Peru an, in Brasilien diente sie den Eingeborenen bereits zu mancherlei Zwecken. Neben ausgedehntem Anbau, namentlich auf den Hochflächen der Anden, bestand hier eine hoch entwickelte Industrie, die bald sogar Europa mit Spinnstoff versorgte, und zwar bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts in hervorragendem Maße. Schon im Jahre 1572 kam Baumwolle aus Amerika zum erstenmal auf den Chemnitzer Markt.

In der Geschichte der Baumwolle aber bildet nun das 18. Jahrhundert den Hauptwendepunkt. Einerseits wurde, infolge der Erfindung der maschinellen Verarbeitungsart, England und dann Europa überhaupt der Hauptsitz der Baumwoll-Industrie, andererseits

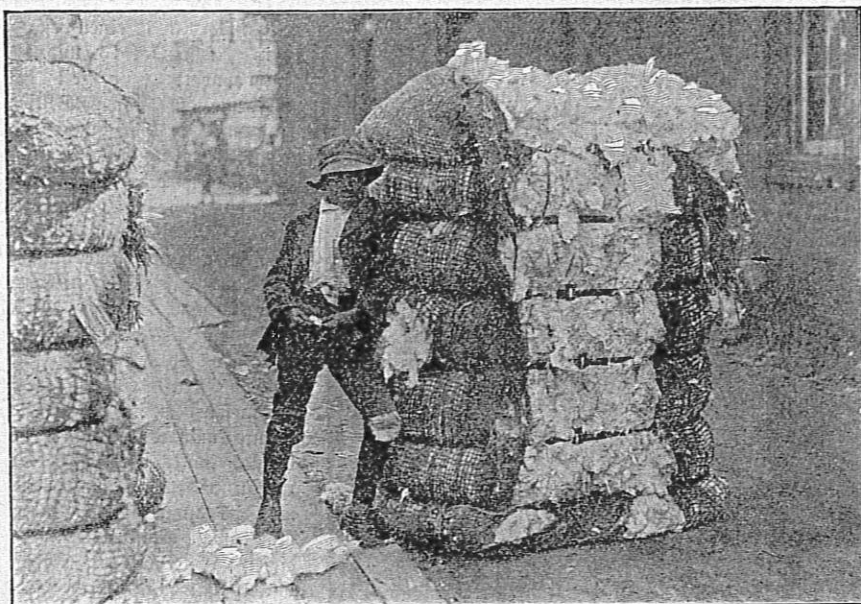
zur andern aus Leinen bestanden, genossen im 15. und 16. Jahrhundert (zur Zeit der Reformation) einen Weltruf und wurden auch stark nach England ausgeführt. Deutschland war nördlich von den Alpen das erste Land Europas, das Baumwolle in großem Maßstabe verarbeitete und es in dieser Industrie zu hoher Blüte brachte.

Von Indien aus war indes der Baumwollbau auch nach Osten vorgebrungen. Schon seit dem 7. Jahrhundert kannte man die Pflanze in China, im 14. war dort ihr Anbau allgemein, und bald war sie dann auch in Korea und Japan heimisch. Und in diesen Ländern des fernsten Ostens hat seitdem der Verbrauch von Baumwolle ungeheuer zugenommen, sie bildet ganz allgemein die Gesamtbekleidung der unteren und mittleren Klassen, ebenso wie im ganzen tropischen Asien.

Aber wunderbar, während dieses Gewächs in der Alten Welt von einem Ende zum andern seinen Eroberungszug vollendete, fanden



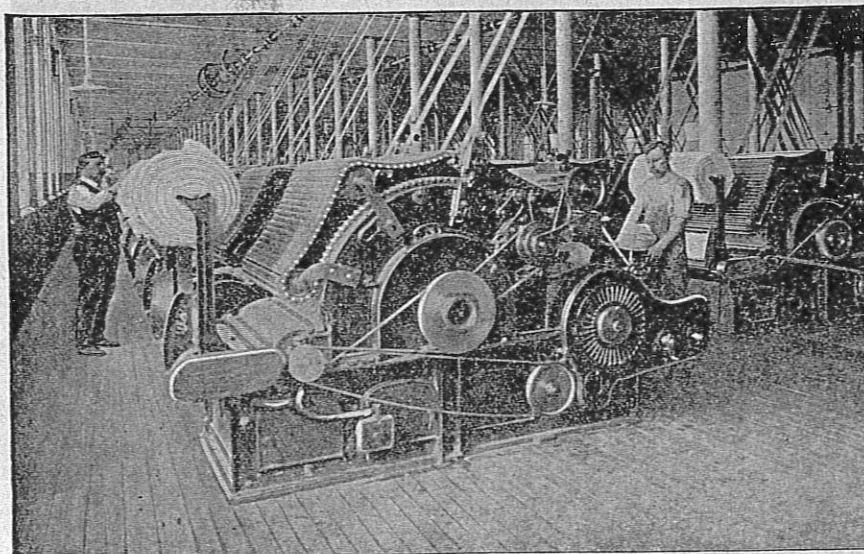
Baumwolle auf einem Bahnhof des Südens.



Ein versandfertiger Ballen Baumwolle.



Die Rohbaumwolle wird durch eine Maschine gereinigt und geglättet.



Die Strahmaschine, welche die Fasern entwirrt und in Streifen bringt.

schwangen sich die Vereinigten Staaten zum ersten und einflussreichsten Lieferanten des durch die neuen Fabrikationsweisen in ungeheurer Steigerung erfordernten Rohstoffes empor. Zwar hatten die Kolonien an der atlantischen Küste schon Mitte des 17. Jahrhunderts etwas Baumwolle angepflanzt, der Betrieb blieb jedoch belanglos, erst als Eli Whitney 1794 gelang, durch seine geniale Erfindung der Entsamungsmaschine (cotton gin, Sägemaschine) die Faserflocken rasch von den eingesponnenen Kernen zu trennen, griff der Baumwollbau in den Südstaaten unserer Union so schnell um sich, daß sie in wenigen Jahren alle übrigen Ausfuhrländer aus dem Felde schlugen und die Versorgung erst der englischen, dann überhaupt der europäischen Industrie an sich rissen. Aber da kam der Bürgerkrieg! Nun schien es, als sollte der gewaltige Vorrang des Königs Cotton in den Vereinigten Staaten ebenso rasch wieder beseitigt werden. Die Ernten sanken in den Jahren 1862 bis 1865 auf ein Minimum herab, während die Preise zu einer nie gekannten Höhe emporschnellten. Es entstand die „Baumwollhungernot“ („Cotton famine“), die es verursachte, daß der Anbau nicht nur in den alten Anbauländern wesentlich erweitert, sondern auch in neuen Gebieten eingeführt wurde. Italien und Spanien, Algerien und Natal, Queensland in Australien und einige Inselgruppen der Südsee begannen sich ernstlich, teilweise mit bedeutender Unterstützung ihrer Regierungen, damit zu beschäftigen und suchten den Bedarf der europäischen Spinnereien decken zu helfen. Am schlimmsten wurde Großbritannien durch den Cotton famine heimgesucht. Die meisten Baumwollfabriken mußten feiern, viele Hunderttausende von Menschen waren ohne Verdienst und Brot; im Winter 1862, als die Not am höchsten stieg, mußten 506,600 Personen durch öffentliche und private Mildtätigkeit vor dem Schlimmsten bewahrt werden. Aber siehe da, nach dem verderblichen Bürgerkriege eroberte die Union ihre Vorherrschaft in der Baumwollerzeugung nicht nur schnell wieder zurück, sondern die ungeheuren Mengen, die sie von nun an zu billigen Preisen zu liefern vermochte, bewirkten auch, daß in den Neuländern der Anbau wieder zurückging. Nichts hat seitdem die Vormachtstellung unseres Landes in Baumwolle erschüttern können.

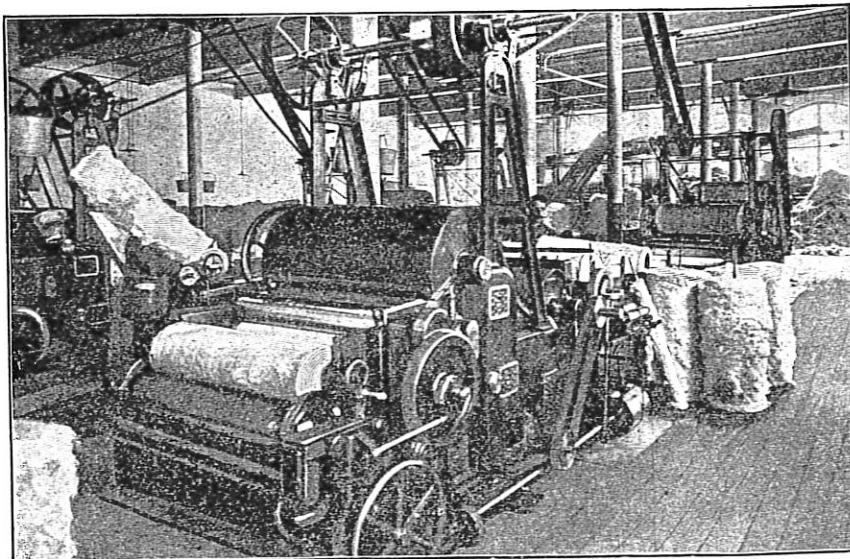
Noch nicht nur in geschichtlicher, auch in botanischer Hinsicht ist die Baumwollstaude eine wunderbare Pflanze. Sie tritt in verschiedenen Spielarten sowohl als Strauch wie sogar als kleiner Baum auf. In der Strauchform, die durchaus überwiegt, zeigt sie einen holzigen aufrechten Stengel und ebensolche Ästchen und erreicht eine Höhe von einer Yarde und etwas darüber. Große, handbreite Blätter, am Grunde häufig herzförmig, mehr oder weniger lang gestielt, schmücken die Pflanze, deren Krone sich aus fünf Blumenblättern zusammensetzt. Die Blüten sind meist weiß, bisweilen auch gelblich, hellrosa oder purpurrot; die weißen Blüten färben sich am zweiten Tage rötlich, am dritten schon fallen sie ab. Die aus den Blüten hervorgehenden Samentafeln erreichen, wenn sie ausgewachsen sind, die Größe

einer Walnuß oder eines Hühnerkeies und enthalten im Innern drei bis fünf Fächer, die eine Anzahl befaselter Samenkörner umschließen. Wenn die Kapseln reifen, so springen sie auf und lassen die weiße Fasermaße in einem runden oder länglichen Büschel bis zu Faustgröße hervortreten. Da an den einzelnen Sträuchern das Reifen nicht auf einmal eintritt, sondern auf Wochen, ja Monate sich verteilt, so findet man stets neben geöffneten Kapseln noch Knospen und Blüten. In winterwarmen, völlig frostfreien Ländern dauert das Gewächs bis zu zehn Jahren aus, während es in kälteren jeden Winter erfriert und im Frühjahr wieder neu gesät werden muß.

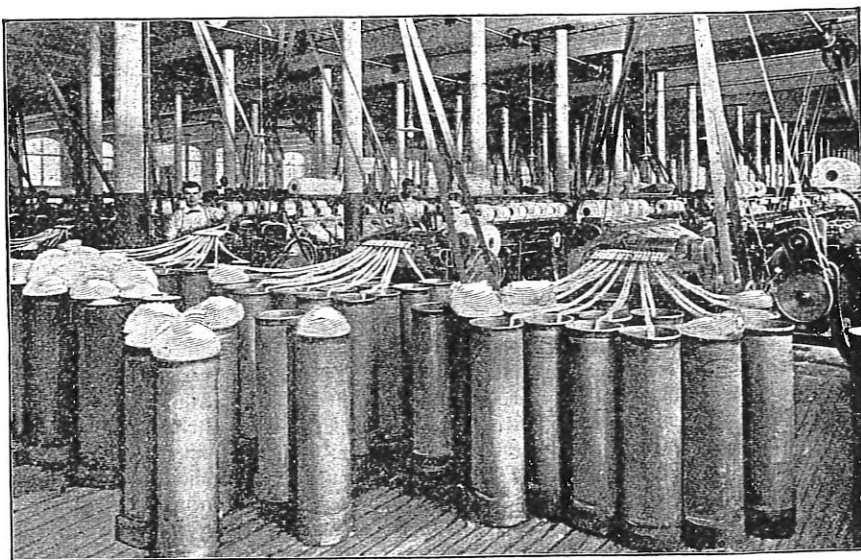
Weist nun schon die wesentliche Verschiedenheit der Baumwollpflanzen, besonders die Gestalt der Samenerne, die bei einigen Arten nackt, bei andern besetzt in dem Faserstoffe liegen, und sodann die Farbe der Blüten auf mehrere Spielarten hin, so wird dies ganz erklärlich, wenn man den Umstand im Auge behält, daß ja Anbau und Verarbeitung in weit voneinander getrennten Erdteilen, in Indien, Innerafrika, Griechenland, China, Peru und Mexiko, durchaus selbständig waren. Aber wie hat auch die Hand des Menschen im Laufe der Zeit eingegriffen! In den Vereinigten Staaten allein hat man nach und nach 600 Spielarten abgeleitet und benannt. Trotzdem haben sich fünf Hauptarten behauptet: die westindische (oder Sea Island-Baumwolle, die beste Sorte), die peruanische (große Sorte), die mexikanische (Upland-Baumwolle), die indische (Kleinstaubige) und die innerafrikanische (baumförmige). Von diesen sind die westindische und die peruanische nachtsamig, die mexikanische blüht weiß, die indische gelblich, die afrikanische rot.

Alle Baumwollarten sind Kinder der Sonne, die viel Wärme und heiteren Himmel verlangen. Sie sind ferner Tieflandsbewohner, die keine schroffen Temperaturübergänge vertragen und während der fünf bis sechs Monate dauernden Wachstumszeit keine anhaltenden Regen, aber doch hinlängliche Feuchtigkeit wünschen. Hohe Luftwärme, warmer Boden, heiterer Himmel bei Tage und reichlicher Taufall bei Nacht, also viel Feuchtigkeit bei anhaltendem Sonnenschein, das sind die Hauptbedingungen. In dem ersten Wachstumsabschnitt schaden zwar häufigere Regenschauer nicht, sobald aber die Blüten aufgebrochen sind, muß trockenes, warmes Wetter vorherrschen. Auch die Bodenbeschaffenheit ist wichtig. Viel Kiesel-säure (Sand) gilt als Haupterfordernis, doch muß sie fein zerteilt und mit den übrigen Erbbestandteilen innig gemengt sein. Schwerer Humus ist wenig geeignet, weil die Pflanze da auf Kosten der Früchte stark ins Kraut schießt, und ganz untauglich erweist sich undurchlässiger Tonboden.

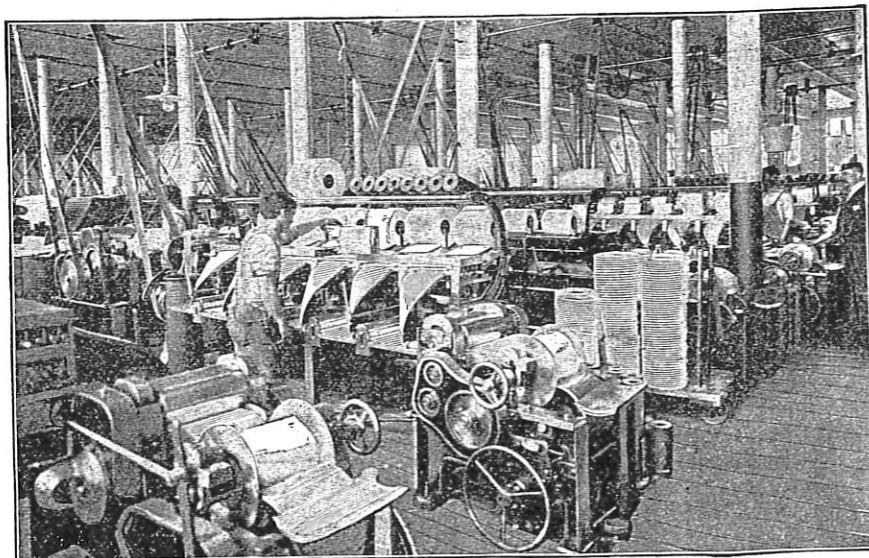
Beim Anbau der Baumwolle verfährt man in den verschiedenen Ländern ganz verschieden. Die Landleute Indiens säen den Samen, wie unsere Farmer Hafer und Weizen, breitwürfig, häufig im Gemisch mit Körnerfrüchten wie Hirse oder Sorgho, und entfernen nach einiger Zeit diese andern Pflanzen, so daß dann die Stauden in Abständen voneinander dastehen. In Klein-



Die Wickelmaschine, welche die Baumwolle in Streifen aufrollt.



Die Vorspinnmaschine, welche die großen Stränge feiner spinnt.

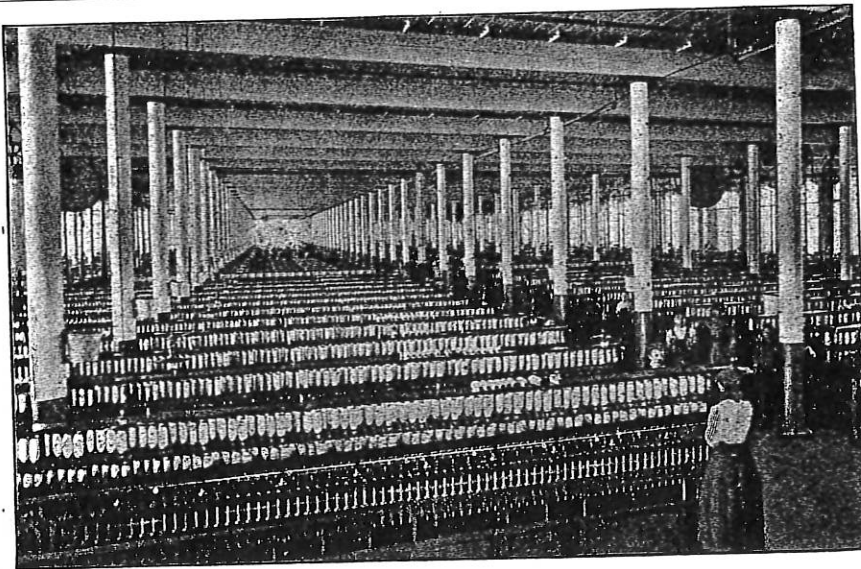


In einer modernen Zeugspinnerei.

asien und Persien werden, wie bei Reis, Tabak oder Salat, Stecklinge in sorgfältig vorbereiteten Saatbeeten gezogen und später in Abständen auf die Felder verpflanzt. In Mexiko und Brasilien, wo der Strauch jahrelang ausdauert, macht man in Abständen von zwei Yards Löcher, in die man 6—8 Samenkörner legt und mit Erde bedeckt; später zieht man dann die schwächsten Pflanzen aus. Nach jeder Ernte werden die Sträucher beschnitten. In unserem Süden und in allen fortgeschrittenen Ländern wendet man die Hügels-, besonders die Reihenpflanzung an: es werden Furchen gezogen wie beim Kartoffelpflanzen. Die Zeit der Aussaat erstreckt sich, je nach Lage und Klima der Länder, von Mitte Dezember bis Mitte Juli.

Sehr anziehend ist die Entwicklung der Saaten. Etwa zehn Tage nach der Aussaat erscheinen schon die ersten Sproßlinge, die, mit zwei Blättern aus dem Boden tretend, jungen Bohnen ähneln. Nachdem sie eine kräftige Pfahlwurzel getrieben, erscheint in drei Zoll Höhe das dritte Blatt. Jetzt werden die Reihen, wo sie zu dicht bepflanzt wurden, ausgeblüht. Nach etwa zwei Monaten sind die jungen Stauden schon halb manns hoch, haben zahlreiche Blätter und treiben ihre Knospen hervor. Bald steht das ganze Feld in Blüte. Morgens früh brechen die Knospen auf, gegen Mittag sind die Blüten voll entwickelt — reinweiß, gelblich oder gelb —, nachmittags zeigen sie rötliche Streifen, am nächsten Morgen sind sie fleischfarbig, gegen Mittag welken sie bereits, und am folgenden Tage fallen sie ab. Aber weil nicht alle Blüten zugleich erscheinen, die Blütezeit sich vielmehr auf einige Wochen, ja Monate erstreckt, so bieten die Pflanzungen viele Tage lang einen ungemein lieblichen Anblick dar: sie sehen eher wohlgepflegten Blumenbeeten als Anlagen von Nutzpflanzen ähnlich, denn zwischen kräftig grünen Blättermassen leuchten Millionen Blumen hervor. Im dritten Monat, wenn die Stauden ihre volle Größe erreichen, entstehen die Kapseln mit ihrem Fasergehalt und den Samenkeimen, daneben immer noch von Blüten und Knospen umgeben. Jede Staude trägt gewöhnlich 12—15, gelegentlich auch bis zu 60 Kapseln. Sobald sie reifen, lösen sich ihre mit einer

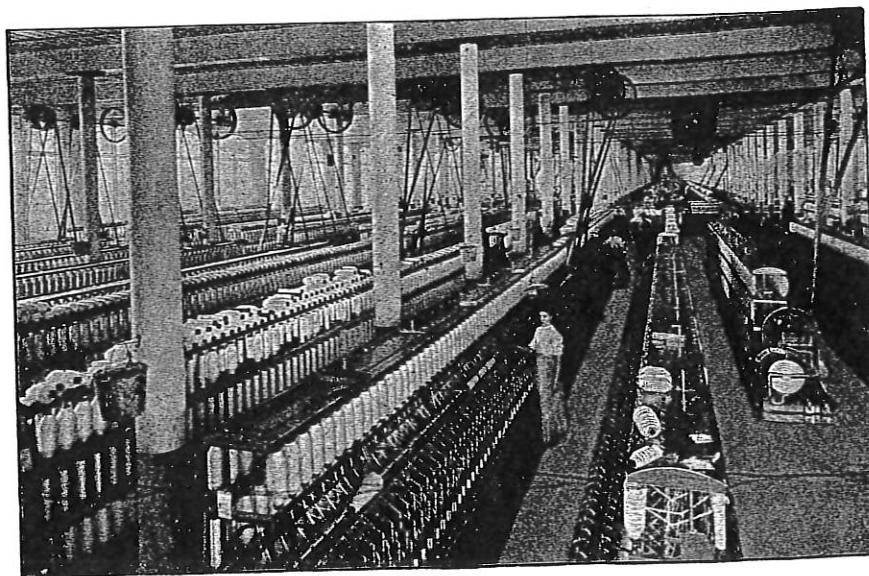
Art Gummi verklebten Mähte auf, rollen zurück und lassen den faustgroßen Flocken hervortreten. Jetzt kann die Ernte beginnen, und sie erstreckt sich auf mehrere Monate. In Indien beginnt die Baumwollernte im Januar, im Februar in Peru, im März und April in Madras und Afrika und dauert bis in den Juni; Brasilien beginnt damit im Juli und setzt sie bis in den Februar des nächsten Jahres fort; unsere Vereinigten Staaten, China und Japan fangen im



Das Spinnzimmer für kleine Spulen.

Pflanze hat aber auch böse Feinde. Unter den Schädlingen, die der jungen Staude oft verheerend zusehen, ist der gefürchtetste die Baumwollraupe (cotton worm), die zuerst in Brasilien erschien, vor hundert Jahren jedoch die Vereinigten Staaten zum eigentlichen Heim wählte und sich hier stark verbreitete. Ein zweiter böser Schädiger ist die Kapselraupe (boll worm), die, aus Mexiko stammend, es besonders auf die Zerstörung der in der Reife begriffenen Kapseln abgesehen hat. Der dritte und jüngste Zerstörer ersten Ranges, ebenfalls mexikanischen Ursprungs und über die Grenze gekommen, ist der Kapselkäfer (boll weevil), der Knospen und Kapseln anbohrt und, indem er seine Eier hineinlegt, zum Verfaulen und Absterben bringt. Zumal in Texas richtet dieser Geselle oft ungeheuren Schaden an. Rost und Pilzkrankheiten sowie andere Insekten schädigen die Baumwollpflanzen seltener.

Das Einsammeln der reifen Faserflocken ist für die Neger des Südens eine wahre Festzeit. Mit langen Säcken (oder Handkörben) versehen, streifen, da das Pflücken sehr leichte Arbeit ist, nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Kinder an den Längsreihen der Felder hin und fingen, namentlich wenn sie in den Zwischenpausen eine saftige Wassermelone sich zu Gemüte führen dürfen, ihre melodischen Plantagen-Lieder. Nach dem Einsammeln folgt das Trocknen. Man breitet die Baumwolle auf einer etwas erhöhten Bretterplattform aus und läßt sie so lange zum Trocknen liegen, bis die Samenkerne krachen, wenn man sie zerbeißt. Dann erfolgt sogleich das Entsaamen und Verpacken. In Indien und andern Ländern bedient man sich zum Entsaamen oder Egrenieren (ginning) noch vielfach der seit alters üblichen Vorrichtungen, nämlich der Fußwalze und der sogenannten



Spinnmaschinen für größere Spulen.

August mit der Ernte an, während aber Japan nur bis Oktober die Faser einsammelt, bleibt man in Amerika bis in den Januar hinein dabei; für Nord-China, Turkestan, Ägypten und Persien fällt der Erntebeginn in den September, und als Nachzügler kommen dann Bengalen im Oktober und Zentralindien und Berar im November. Somit ist das ganze Jahr hindurch irgendwo auf der Erde Baumwollernte.

Die wertvolle

Die wertvolle Baumwolle hat aber auch böse Feinde. Unter den Schädlingen, die der jungen Staude oft verheerend zusehen, ist der gefürchtetste die Baumwollraupe (cotton worm), die zuerst in Brasilien erschien, vor hundert Jahren jedoch die Vereinigten Staaten zum eigentlichen Heim wählte und sich hier stark verbreitete. Ein zweiter böser Schädiger ist die Kapselraupe (boll worm), die, aus Mexiko stammend, es besonders auf die Zerstörung der in der Reife begriffenen Kapseln abgesehen hat. Der dritte und jüngste Zerstörer ersten Ranges, ebenfalls mexikanischen Ursprungs und über die Grenze gekommen, ist der Kapselkäfer (boll weevil), der Knospen und Kapseln anbohrt und, indem er seine Eier hineinlegt, zum Verfaulen und Absterben bringt. Zumal in Texas richtet dieser Geselle oft ungeheuren Schaden an. Rost und Pilzkrankheiten sowie andere Insekten schädigen die Baumwollpflanzen seltener.

Das Einsammeln der reifen Faserflocken ist für die Neger des Südens eine wahre Festzeit. Mit langen Säcken (oder Handkörben) versehen, streifen, da das Pflücken sehr leichte Arbeit ist, nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Kinder an den Längsreihen der Felder hin und fingen, namentlich wenn sie in den Zwischenpausen eine saftige Wassermelone sich zu Gemüte führen dürfen, ihre melodischen Plantagen-Lieder. Nach dem Einsammeln folgt das Trocknen. Man breitet die Baumwolle auf einer etwas erhöhten Bretterplattform aus und läßt sie so lange zum Trocknen liegen, bis die Samenkerne krachen, wenn man sie zerbeißt. Dann erfolgt sogleich das Entsaamen und Verpacken. In Indien und andern Ländern bedient man sich zum Entsaamen oder Egrenieren (ginning) noch vielfach der seit alters üblichen Vorrichtungen, nämlich der Fußwalze und der sogenannten

Thurfa, eines Apparates, der ganz wie ein Waschwringler gebaut ist und auch so arbeitet. In den Vereinigten Staaten entsamte man ursprünglich mit der Hand, wie dies noch heute in vielen Teilen Afrikas geschieht. Whitney's „Cotton Gin“ wirkte bahnbrechend, beispiellosen Aufschwung bringend. Der Vorgang bei der „Cotton Gin“ oder „Saw Gin“, die, anfänglich mit der Hand, heute mit Dampf oder Elektrizität gedreht, auch

maschinell viel verbessert wurde, ist ein ganz einfacher. Mittels einer rotierenden Kreissäge wird die Baumwolle durch ein Gitter genügend eng nebeneinander stehender Metallstäbe hindurchgezogen, so daß die Samen von dem Gitter abgestreift werden und davor zu Boden fallen, hinter der Kreissäge aber dreht sich ein Bürstenrad, das die Fasern (lint) von den Sägezähnen abbürstet und in einen Behälter befördert. Gleich die erste „Saw Gin“ leistete so viel wie 350 Thurfas, aber trotz aller Verbesserungen hat sie noch heute den Nachteil, daß sie die Fasern zerreiht und beschädigt, weshalb man neuerdings für die feineren Baumwollsorten eine Walzenmaschine (roller gin) bedarfsartikeln liefern, wie wohl kein anderes Produkt der Erde. w.



Baumwolle in Niu-tschuang, Manchurie.

benußt, die ganz nach dem Grundsatz der Thurfas oder des Bringers eingerichtet ist. Unmittelbar nach dem Entfamen wird die weiche Flockenmasse in Ballen gepreßt für den Versand in die Spinnereien und Webereien.

In diesen mannigfaltigen Industriestätten macht sie die aller verschiedensten Wandlungen durch. Hier wird sie zu Zwirn, da zu Schnur und Bindfaden, dort zu Socken, Strümpfen, Unterzeug und dort wieder zu allerhand Zeugstoffen verarbeitet. Schier zahllos sind die sinnreichen, zum Teil komplizierten Maschinen, die dem Menschen aus der Baumwolle eine solche Unmenge von



Zur Ernte.

Gott, deine Güte
Gab uns mit voller Hand:
Frucht aus der Blüte,
Korn aus der Saat erstand,
Brot, das gesegnete, um uns zu nähren,
Reifte uns wieder aus goldenen Wehren!

Sonne und Regen
Gabst du zur rechten Zeit.
Dank für den Segen,
Für deine Lindigkeit,
Die du in all deinem Tun uns erwiesen —
Water, dein Name sei von uns gepriesen!

Herr, unsre Hände
Hast du mit Gut gefüllt,
Erntedankspende
Forderst du, daß wir mild
Darbenden Brüdern mit Wohlthun begegnen,
Als die Gesegneten wiederum segnen!



Eine Lutherehe.

Eine Erzählung aus der Reformationszeit. Von J. Dose.



Schluß.

Unter dem großen Birnbaum im Hofe saßen sie beieinander. Der Famulus ein Bierziger, dessen Schläfenhaar zu ergrauen anfang und dessen Stirn tiefe Furchen, aber nicht vom tiefen Denken und Philosophieren, hatte, war eine ehrliche Haut und nicht ohne Einfalt.

Sehr lachhaft klang es dem Eulogius, als dieser nicht mehr jugendliche Junggeselle plötzlich sprach: „Wer doch, wie unser Doktor, ein Weib und fünf feine Kinder hätte! Sagt er doch: „Meine Kinder sind meine Königreiche, die ich zu eigen und erblicher habe als König Ferdinandus Ungarn, Böhmen und das römische Reich.“

„Welchem Theologus der Herrgott ein Amt gibt, dem gibt er gemeiniglich auch ein Weib,“ sprach der Baccalaureus.

„Ja — das Amt, das ist es eben,“ sagte Wolf mit seiner bröselnden Stimme, „oft hab' ich dem Doktor in den Ohren gelegen, er möge mich zu einem Pfarramt in Sachsen vorschlagen.“

„Könnt Ihr denn predigen, das Wort auslegen und verkünden?“ Eulogius lugte gleichwie um die Ecke mit zweifelhaften Augen.

Nun kam Wolfs schleppende Sprechweise in einen polternen Hundetrab. „Waren nicht bei der großen Visitation viele Pfaffen, die kaum ihr credo konnten, geschweige denn einen Sermon zu halten vermochten? Man hat sich geholfen, und man hat ihnen die Postille Doktor Martin Luthers in die Hand gegeben, daraus der Gemeinde allsonntäglich eine Predigt vor-

zulesen. Kann ich etwa nicht das Maul aufstun? Könnte ich nicht besser als diese alten, unnützen Pfaffen den Leuten die längste Lutherpredigt in einem Atem vorlesen? Kommen die Böcke in die Hürde, mögen die Hammel auch mit hinein-springen!"

Belustigt von dieser Selbstkritik, bestätigte der andere: „Freilich, freilich! Will denn nicht der Meister Euch einer Gemeinde proponieren?"

„Hm, hm, allemal antwortet der Doktor, wenn ich des Amtes wegen fein und listig anspiele: ‚Mein lieber Wolf, wofern der Herrgott Euch eine Pfarre geben will, wird eine Gemeinde kommen und zu mir sprechen: Herr Doktor, Ihr sollt uns Euren Famulus Wolfgang Sieberger als Pfarrherrn senden.‘ Es ist aber noch keine Gemeinde mit solcher Votation gekommen — also! Versteht Ihr?"

„Ach, ich verstehe das böse Ergo. Kein Amt — ergo kein Weib! Kein Weib — ergo keine Kinder!" Eulogius' Stimme hatte einen wahrhaft mitleidigen Klang. Wen selbst der Schuh drückt, der weiß, wie er andern weh tut, und gleiches Leid gesellt sich gern. Die beiden verstanden sich.

Leise, leise, als wenn es ein tiefes Geheimnis wäre, fragte Eulogius: „Habt Ihr — denn — eine . . .?"

„Ja, ich hatte eine, zu Erfurt in der Langen Gasse, die Tochter des Wälders, bei dem ich wohnte. Kunigunde war die Königin meines Herzens. Ich hab' es gehalten, als wenn ich sie hätte — jetzt 18 Jahre, 3 Monate und 2 Tage, seitdem ich von Erfurt und von Kunigunde Abschied nahm."

„Himmel! Achtzehn Jahre habt Ihr die Treue ihr gehalten? Das ist ein langes und hartes Harren — davor behüt' mich gnädig, Herr Gott!"

„Ja, 18 Jahre, 3 Monate und 2 Tage habe ich sie nicht gesehen und nichts von ihr vernommen. Was sagt Ihr dazu?"

„Nichts kann ich sagen! Verstand und Zunge stehen mir still! Achtzehn Jahre nicht gesehen und nichts geschrieben! Und dennoch glaubt Ihr, daß sie Euch treu geblieben?"

„Das weiß der Himmel — ich hab's gehalten, als wenn ich sie noch hätte."

Dieses war die einzige und einfache Liebeshistorie des redlichen und einsichtigen Wolfgang Sieberger. Verwickelter war die des andern, der Vertrauen um Vertrauen gab. Unaufgefordert, mit Erröten, zuletzt mit feuchten Augen erzählte Eulogius seine leidenschaftliche Liebesmär.

„Im Hause meines Vaters und im Walde wuchs ich auf, vertrauter mit den Tieren und den Vögeln als mit den Menschen, die ich nur selten und mit Scheu erblickte. Die Sprache alles Waldgetiers, was in und unter den Wipfeln geschrien und gegrünzt, geträchtelt, gezwitschert und gesungen wurde, verstand ich. Auch das Geflüster der Bäume habe ich mir gedeutet, wie die Eichen und Eschen und Fichten im Sommer und Herbst von frohen und bangen Gezeiten sich besprachen."

„Gi der Tausend!" machte Wolf pfiffig. „Ich bin ein alter, geriebener Praktikus, der sich keine Mär aufbinden läßt. Daß die Bäume sprechen können, habe ich noch nie vernommen und soll mir keiner weismachen! Eine Vogelsprache aber gibt's, und als alter Finkler verstehe ich selbst einiges vom Finken- und Dohnen-Vatein."

„Schon als Knabe machte ich den Wachtel- und Drosselschlag nach, konnte wie ein Fink pfeifen, wie ein Riebiß schreien und wie eine Rohrdommel rohren. Als Jüngling ahmte ich jedes Vogels Sprache nach, und mein Vater lobte meine Kunst, die mein Stolz war. Eines Tages durfte ich meine Kunst dem Herrn und Schloßhauptmann und seinem Töchterlein, das

mit ihm zur Beize ritt, zeigen und erregte viel Erstaunen und Beifall. Wenn ich wie ein Fink lockte, kamen die verliebten Finkinnen bis aufs Fenstergesims zum Greifen nahe geflogen. Der Herr von Wölitz ließ die großen, schwarzen Glühagen auf mir ruhen, daß ich die meinigen bang und tief niederschlug, und er sagte: ‚Was soll der lange und flinke Bursche werden?‘ Tief den Rücken krümmend, erwiderte mein Vater: ‚Ohne eine hellsehende Gebatterin zu sein, kann man von ihm prophezeien: er wird wie alle seine Väter ein geringer und gehorsamer Waldläufer Ew. Gnaden und des allerdurchlauchtigsten Herzogs werden — mit Ew. Gnaden Verlaub und Günst.‘ Der von Wölitz nickte herablassend: ‚Zu einem Falkner möchte er vielleicht taugen.‘ Da stach mich der Stolz, der vor dem Falle steht, so daß ich vor großer Fröhlichkeit mein Hüttlein in die Lüfte warf. Die Rosse wurden gefehrt, die Jungfer lächelte mir zu. Ich stand wie im Traume und sah ihnen nach — unsanft weckte mich mein Vater, mir zwei schmerzhaftige Rippenstöße versendend, weil ich unbedacht gewesen und meinen Hut, statt ihn tief zur Erde zu ziehen, in die Luft geworfen hatte. Nicht viele Menschen gesichter sah ich im Walde, am öftesten das stolze und oft finstere Gesicht des Ritters und das helle, lichte, liebliche Antlitz seiner Tochter, die eben aus den kurzen Röckchen herausgewachsen war. Sie war eitel Licht und eitel Lächeln und eitel Helle, und nur die Augen standen wie zwei dunkelbraune Diamanten . . ."

Wolf schmunzelte schlau: „Gia, nun kommt's! Wie Diamanten waren die Augen, just wie bei meiner Kunigunde in der Langen Gasse zu Erfurt!"

Eulogius sprach leiser: „Oft kam die Jungfer allein vor das Waldhaus geritten und band das Roß an den Pfosten. Dann ging sie mit mir ins Dickicht, um von mir die Sprache der Singvögel zu erlernen, und sie war eine geschickte Schülerin, die drollig das Mündchen zum Pfeifen und Trillern spißte. Auch die Nester, die ich wußte, zeigte ich ihr, wir hatten unsere Lust daran zu beobachten, wie die nackten Jungen sich befiederten und unerfättliche Freßer wurden. Einmal fanden wir drei Nester über Nacht ausgenommen und ausgerottet, und Gisela weinte heftig, da sie die Verwüstung sah und die armen Vogelktern hörte, die mit Klagegeschrei uns umflogen, als hätten wir die Untat begangen. Eine Wildkatze war die Meuchelmörderin gewesen, der ich mit bösem Grimm Strafe und Rache schwor, und auch Gisela ballte mit mir die Fäustchen. Mit dem Teleressen meines Vaters und mit dem Räder zog ich aus, und in der zweiten Nacht war der Bösewicht in die Falle gegangen, in der er wie ein fauchender Teufel saß. Doch mit den Lederfäustlingen und dem Fangsacke bändigte ich den grausamen Vogel-mörder und steckte ihn in den Gitterkasten als in ein Gefängnis, um in Giselas Gegenwart das Todesurteil an ihm zu vollstrecken. Die Wildkatze aber war ein sehr schönes, großes und glänzendes Tier, so daß Gisela mir wehrte, als ich schon den Bogen gespannt hatte, und den Mörder zu lebenslanger Haft begnadigte. Bald ergab sich Malus — also nannten wir den Rater — in sein Schicksal, sprang nicht mehr wütend gegen die Stäbe, sondern fraß und trank und schnurrte sogar, wenn die Sonne seinen blanken Pelz beschien. Die Gewohnheit gibt selbst dem Gefangenen seine Daseinsfreude wieder, und wie viele Mönche in der Klosterenge haben an dem Klosterbrei und -biere volles Genüge! Malus wurde feist im Gefängnis, wurde, als sein Leib gedieh, zahm und immer zahmer. Oft schon hatte ich ihm den Kopf gekraut, was er mit blinzelnden Augen sich gefallen ließ. Doch in keinem Waldgetier bleibt die Bestia und die Ferocitas so ungebrochen und verborgen schlummern, wie in

Schön bist du, o Natur,
Der holden Schöpfung Spur
Dein froh Gesicht,
Wenn man dich unentweicht
Mit Herzensheiterkeit
Betrachten kann!



Wie stellst du Lebenswahr
Dich einfach, schlicht und klar
Vor's Auge hin,
Frohen Empfindens Lust
Als Echo in der Brust
Jauchzt dir im Lied!

der Wildkatze. Ach, wir erfuhren's, und ich trage noch das Mal davon."

Wolf betrachtete den Erzähler. „So ist es geschehen? Des Malus Krallen hat Euch ein bleibendes Gedentblatt auf die Wange gekrätzt?"

„Während ich aus dem Hause eine Schale Milch für Malus holte, hatte Gisela vertrauensvoll und fürwählig die Gittertür ein wenig geöffnet und das Händchen hineingesteckt, um die schnurrende Kaze zu liebkosen. Doch sobald das Tier den Spalt, das schmale Tor zur Freiheit erblickte, erwachte die tückische wilde Natur in ihm . . . mit einem Satz sprang es fauchend auf Gisela, die vor Schreck rückwärts stürzte. Auf ihr Angstgeschrei lief ich herbei und sah den Rater auf ihrer Brust sitzen — seine Krallen waren rot von ihrem Blut. Mit den bloßen Händen packte ich den speienden Satanas, der die Krallen nach meinen Augen schlug und die Wange mir zerfleischte. Ich merkte nicht den Schmerz und rang mit dem Tiere, bis ich ihm die Kehle zerbrückte und zermürgte und es halbtot in den Käfig schleuderte. Dann fiel ich ohnmächtig hin. Der Schloßhauptmann sandte seinen Salbader, der mich verband, jedoch sehr lange lag ich danieder, ehe die giftigen Wunden verheilten, und die Jungfer, die zum Glück nur Risse bekommen hatte, brachte Wein zur Labung mir ans Krankenlager. Ach, ihr freundlich liebes Lächeln, ihre lindern Worte waren der beste Wundbalsam mir und meinen Schmerzen. Ich genas und hab' das Feuermal behalten."

Der Blick des Famulus war voll aufrichtiger Bewunderung. „Es ist ein Ehrenmal, im Frauendienst davongetragen! Hat der Ritter Eure Helbentat, wie sie's verdiente, mit hundert Dukaten belohnt?"

„Der Schloßhauptmann hat mir's gedankt, nicht mit Worten, aber mit der Tat, und die Jungfer drückte mir sehr fest und viel die Hände, darum, daß ich das Leben ihr gerettet hätte. Ach, das tat so wohl und doch so wehe meinem Herzen."

„Das Drücken ihrer weichen Hand tat weh?" gaffte Wolf verständnislos.

Eulogius fuhr fort, und noch leiser war seine Stimme: „In seiner stolz ritterlichen Weise äußerte der Schloßhauptmann sein Dankgefühl meinem Vater gegenüber, der kahnbuselnd den Rücken krümmte. Kurz und befehlend erklärte er, daß er für den Burschen etwas tun werde, und daß ich alle Tage auf dem Schlosse bei dem neunten Glockenschlage zu erscheinen habe, um vom Burgkaplan im Latein und aller Wissenschaft, soweit der Pfaff sie selber konnte, unterrichtet zu werden. Daraus schien zu erhellen, daß Herr von Wölitz mich auf die gelehrte Bahn bringen und mein Wohltäter sein wolle."

„Jetzt war Euer Glück gemacht!" warf der Zuhörer dazwischen.

„Ach, was wie helles Glück sich ansah, ist zum bitterbösen, finsternen Unglück mir geworden! Schöne Tage, lichte Tage kamen, wo ich wie im Traume gewandelt. Wenn ich drei

Stunden im Turmgemach konjugiert und studiert hatte, stand schon Gisela harrend auf dem Flure, und wir spielten, lachten, schäkerten und sangen in dem großen Rittersaale, wo die braunen Silber an den Wänden hingen. Sie ward meine Freundin und Gespielin, eine immer liebere und trautere Gefellin — sie, das feine Ritterkind, und ich, der arme Walbläuferrube! Nimmer wird sich so ungleiches reimen, und mit Leid wird solches Lieblein enden. Einmal und zum ersten haben wir uns geküßt wie die unschuldigen Kinder, als wir hinter der Eisenrüstung Versteckens spielten und uns haschten. Dann wuchs unsere heimliche und heiße Liebe, aber kindlich, rein und recht ist sie geblieben —"

Die Stimme schlug ihm über, und er senkte lange das Haupt in die Hand, ehe er wieder der Worte mächtig war. „Zach und schnell wie das Böse kam, will ich schnell es berichten. Nach zwei Jahren konnte mich der Pfaff nichts mehr lehren, und ich sollte auf die hohe Schule nach Leipzig ziehen, um Philosophie und Jurisferei zu treiben. Zwanzig Goldstücke warf der Herr von Wölitz meinem Vater zu, dem der Ramin der Eitelkeit anschwoll, weil er aus dem Munde des Herrn das Lob vernahm: „Deine Brut hat einen lernstinken Kopf und mag dereinst als herzoglicher Rat hier in Annaberg einziehen." Ach, ich bin ausgezogen, um in meiner Heimat nimmer wieder Einzug zu halten! Von Gisela nahm ich in dem Rittersaale langen und wehen Abschied; halb lachend und halb weinend vergaßen wir das Schreiten der Stunden, vergaßen wir alles um uns her — wir hatten Gesicht und Gehör verloren und nur Augen füreinander. Den schweren Schritt vernahmen wir nicht. Als wäre ein düstres Ritterbild von der Wand herabgestiegen, stand einer hinter uns. „Frecher Bube!" Bei dem Donnerrufe stoben wir auseinander. Herr von Wölitz riß sein Schwert heraus und schleuderte es nach mir — zischend flog es an meinem Haupte vorbei und durchbohrte einen Herzog an der Wand. „Fliehe, fliehe!" flehte Giselas Stimme. Ich entrannte aus der Burg. Aus war alles — aus und zu Ende!"

„Ihr seid noch nicht zu Ende mit der Mär Eures Lebens," drängte Wolf, der in Spannung war.

Klanglos flüsterte seine Stimme: „Nach einem Stündchen wurde der Walbläuser Hans Rabe zum Schloßhauptmann entboten. Der befahl ihm eilig kalt und ohne Rufen, bei peinlicher Todesstrafe stracks seine Brut ins Kloster zu schaffen. Mein Vater, noch am Leibe zitternd, führte mich in derselben Nacht hinweg, und ohne Sinne saß ich neben ihm auf dem Wagen, bis wir zu den Franziskanern im Leipziger Kloster gekommen. Für schwere Sünde wollte ich durch ein heiliges Mönchsleben büßen, sagte er an meiner Statt. Als sie in der Zelle mir die Haare schoren, schrie ich auf, und sie mußten, weil ich tobte und raste, eine Woche wie ein wildes Tier mich einriegeln und einschließen. Während etlicher Monate darnach bin ich ganz still und stumm gewesen, als hätte ich die Sprache und die Sinne verloren. Schwere Schulden müssen Schweres erbulden, — aber war

meine Schuld Todsünde? Der Jammer der Verzweiflung, das Elend meiner Sünde machte mich wie erstorben. O, am Grunde des Wahnsinns taumelte meine arme Seele!"

Von der Erinnerung war Eulogius erschüttert, der redliche und tief gerührte Famulus drückte heftig seine Hand. „Bruder! Das Böse ist vergangen, der Klosterhaft seid Ihr entronnen, und liebe und gute Tage werdet Ihr im Lutherhause haben, ich weiß an die neunzehn Jahre, wie gut sich's bei dem Doktor Luther leben läßt!"

„Ja, ich preise aus tiefstem Herzen meinen Herrn und Gott und Heiland. Ich bin wie neugeboren und lebe ein neues Leben, und täglich schaue ich staunend um mich und meine, es ist ein Traum, ein Wunderland, in dem ich webe und wohne. Doch zurück zum Grauen, das mich gefangen hielt! Nach einem halben Novizienjahr führten sie mich vor den Altar, wo meine Lippen ein Gelübde ablegten. Die Zeit bändigte meine sich aufbäumende Seele, daß sie nicht mehr ausschlug wider den Stachel, die Klosterstille und die Klosterregel mit ihrer ewigen Einförmigkeit umfing mich wie eine starre Ruhe, die Gewohnheit wurde zur Ergebung in mein Schicksal und machte mich zu einem Mönche wie die andern. Als der stillste und ruhigste von allen, und doch frieblos, frieblos, tat ich meine Werke, und um meiner trefflichen Möncherei willen wollte mein Prior mir wohl. Er beschloß, einen gelehrten Ordensbruder aus mir zu machen und ließ mich die hohe Schule besuchen, wo ich ein Baccalaureus geworden bin. Seltsam fügte es sich, und der Herrgott lachet oft der klugen und doch törichten Menschen, die er nach seinem Willen lenkt und zuweilen sogar ein wenig an der Nase führt. Damit ich die neue und stinkende Kezerei hassien und bekämpfen könne, gab niemand anders als mein Prior mir das erste Buch des Wittenbergers in die Hand, nachdem er sich und mich und das Buch mit Weihwasser besprengt."

Wolf schüttelte sich vor Lachen. „Haha, haha — Euer Prior hat den Bock zum Gärtner bestellt!"

„Ja, bald witterte er Unrat und verbot mir und allen unter Androhung des Bannes, die Bücher des Belialsohnes zu lesen. Doch zu spät! Ich hatte, wie durch einen Spalt, in den Himmel hineingelugt und einen Strahl des ewigen Lichts gesehen. Die Worte des Belialsohnes waren für mich die Stimme eines Engels, der mir Erlösung von der Sünde und Befreiung aus den Banden der Knechtschaft verkündete. Die Bücher trug ich heimlich in dem Terminantensack ins Kloster. In einer seligen Stunde ward mir geoffenbart das große Geheimnis, das die Brücke zwischen Himmel und Erde ist: Glaube, glaube an die Gnade deines Gottvaters in Christo, und du bist gerecht und geliebt von Gott und Gottes eigenes, liebes Kind, glaube an den, der die Sünder selig machen will, und du bist deines Heiles gewiß, als hätten alle Engel es dir mit heiligen Eiden verbürgt. Wolf! Wie wurde mir, als die Finsternis von meinen Augen fiel und das Licht mich umleuchtete! Im jubelnden Dank stürzte ich auf die Kniee und rief die ganze Nacht: Mein Herr und Gott! Wolf! Habt Ihr diese Seligkeit auch erfahren?"

„Ja—a," erwiderte der Famulus in seiner bröselnden Weise, „ich habe auch meinen Gott lieb, wenn das auch nicht so ungestüm bei mir gekommen ist. Wie lange seid Ihr im Kloster gewesen?"

„Fünf Jahre, und sie waren und währten wie fünfzig."

„Und von der Jungfer Gisela habt Ihr in den fünf Jahren nichts vernommen?"

„Ja, meine Mutter schrieb mir das Traurige —"

„Sie ist gestorben?"

„Sie ist klostertot! Ihr Vater, der Ritter von Wölitz, kam jach ums Leben, auf der Hirschhaß stürzte er und brach das Genick. Schon bisher hatte sie auf dem Schlosse in großer Schwermütigkeit gesessen, jetzt ging sie in ihrem untröstbaren Gram zu den grauen Schwestern in Annaberg, wo sie durch das grausige Gelübde sich band. Sie soll eine fromme und strenge Gottesbraut sein."

„Hat die Nonne Gisela Euch nie einen Gruß gesandt?" fragte der Famulus.

„Nein, nie ein Wörtlein."

Wolf summt. „Hm, hm — was ist dabei zu machen, mein Freund? Ich weiß, was wir machen . . ."

„Ihr wißt es?" Der Baccalaureus packte seinen Arm.

„Nichts anderes ist zu machen," dröselte Wolf, „als daß wir beide ohne Amt, ohne Weib und ohne Kinder bleiben."

Die Entsagung ist ein Tröster, aber ein schlechter. Wolfgang Sieberger hatte seine Tugenden, aber auch seine Fehler und um seiner Anhänglichkeit willen einen nachsichtigen Herrn. Er verschloß sich gern und kam fast immer zu spät, er versäumte zuweilen die aufgetragenen Pflichten — und er konnte allerdings nichts verschweigen und keine Geheimnisse bei sich behalten. Nicht, daß er ein Verräter sein wollte, nein, er war nur ein großes Kind, aus dem alles, was es weiß, heraus muß und soll.

Die Frau Luther brauchte den Famulus nicht viel zu fragen, um alles, was ihm anvertraut war, zu erfahren, und begann: „Unser Magister, obgleich ich bei Tisch ihn mit guten Bissen aße, behält den hageren Leib und das blasse Antlitz — entweder es hat die Möncherei zu heillos ihn angegriffen, wie es bei meinem lieben Manne der Fall war, oder es muß ein Kummer an ihm zehren. Gegen Kummer ist auch die beste Kost umsonst."

„Ja, Frau Lutherin," machte Wolf mysteriös, „ein Herzwurm zehrt an ihm, und er hat eine Nonne, eine Grauschwester in Annaberg, lieb." Soweit er sie behalten hatte, erzählte der Famulus die Herzensgeschichte des einstigen Mönchs.

Frau Rätke, welche selbst die Nöte des Nonnenstandes erfahren, hörte mit lebhafter Teilnahme zu und hat fortan mit mütterlichen Augen und Gefühlen den blassen Baccalaureus betrachtet und ins Herz geschlossen. Selbstverständlich, dieweil Mann und Weib eins sind und nichts voreinander geheim halten, berichtete sie ihrem Martinus alles, was ihr berichtet worden war. Der Doktor lächelte fein, als wenn ein kluger Gedanke, wie dem Manne geholfen werden könne, ihm durchs Haupt ginge, und er hatte fortan noch mehr Gefallen an dem Baccalaureus, den er als einen tüchtigen Mann erkannt und als ein bescheidenes, ehrlich ringendes, frommes Menschenkind lieb gewonnen hatte.

Hänschen, der zum Hans heranwuchs und in die Länge schoß, wurde von Eulogius im Latein unterrichtet, im Donat trieb man die vielen vertrackten Konjugationen, die schwer in den Knabenkopf hineingingen. Zwischen Lehrer und Schüler kam es zu kleinen Konflikten, Hans vergoß einige Tränen, auf welche die Mutter manchmal in der Freistunde mit einem Lebkuchen ein trocknendes Pflaster legte. Der Batel war bisher stets im Winkel als warnender Wink stehen geblieben. Aber eines guten d. i. eines für Johannes Luther schlimmen Tages kam er hervor. Der Schüler hatte seine Lektion nicht gekonnt und bekam deshalb am Nachmittage eine Nachstunde, um das Pensum nachzulernen, und Eulogius ließ ihn allein bei seinen Büchern. Die Einsamkeit, vielleicht noch mehr die Bücher langweilten Hänschen, er holte sich den kleinen Martin, den er sonst als Mitspieler durchaus nicht respektierte, in die Stube, um mit

dem Bürschchen seine Spiele und Pöffen zu treiben. Infolge dessen konnte er nach einer Stunde seine Lektion noch nicht.

Der Lehrer schöpfte Verdacht. „Hast Du gelernt? Hast Du nicht mit dem Kleinen Mottia getrieben?“

„Nein!“ Hans leugnete und log.

Kindesmund aber tut Wahrheit kund. Der pausbäckige Martin, der auf dem Flure patzte und die Worte „polte“, plapperte sofort, daß sie Bär und Bärenführer gespielt, und er als Bär gebrummt, auch ein Nastuch als Maulkorb getragen habe.

Wehmütig betrachtete Eulogius seinen Schüler. Eilig kam aus dem Winkel der Tafel hervor, der nun weiblich auf dem Teil des Rückens hüpfte, der seinen anständigen Namen verloren hat. Frau Rätthe, welche in der Küche das Geschrei des Delinquenten hörte, lief herbei, sah wehmütig vorwurfsvoll den Magister an und rief: „O, wie mörderisch stüßt Ihr den kleinen Knaben!“ Da hörte sofort die Exekution auf. Strafend ruhten Rätthes Augen auf Eulogius, für den ihre mütterlichen Gefühle am Abnehmen waren.

Doch auch der Hausherr war gekommen und ließ kurz sich berichten, was geschehen sei. Zornig sah er seinen ältesten Sohn an und befahl: „Pfui, die Lüge ist die Mutter aller Sünden! Weil Du gelogen hast, darfst Du mir drei Tage nicht vor mein Angesicht kommen!“

Seiner Frau aber hielt er abends im Schlafkammerlein eine kleine Predigt. „Wer ein Bischof ist, der muß seinem Hause wohl vorstehen und wohlgeratene Kinder haben; wenn ich auch kein Bischof, bin ich doch ein Doktor der Heiligen Schrift, und die Leute sollen nicht mit Fingern auf mein Haus zeigen; sondern artig, gehorsam und gottesfürchtig vor allen sollen meine Kinder sein und ein gutes Exempel geben.“

Die Schläge, die Hans erhielt, haben gute Früchte getragen, denn Hans Luther hat nie mehr gelogen.

Am Morgen nahm der Doktor seinen Hauslehrer mit in die Studierzelle, er war ihm um der Stäube willen, die er ausgeteilt hatte, noch freundlicher gewogen.

„Ich glaube, Ihr seid nicht bloß ein braver Lehrer, sondern aus dem Holze, daraus man einen guten Pfarrer schneidet. Ihr sollt mir einmal eine Predigt halten, damit ich höre, wie Ihr das Wort verkündet!“

Eulogius, den die alte Blödigkeit und Bängnis befiel, erröte und erschrak. „Predigen? Auf der Kanzel? Der Schwindel würde mich ergreifen.“

„Nein, hier im Hause mit und meinem Gesinde mögt Ihr zwischen Weihnachten und Neujahr eine Abendpredigt halten.“

Diese Hauspredigten wurden alle Wochen gehalten und sind noch heute in Luthers Hauspostille zu lesen.

Eulogius hatte sich sorgfältig vorbereitet und alles auswendig gelernt. In dem Saale, wo vormittags Vorlesungen gehalten wurden, versammelten sich die Angehörigen des Hauses samt dem Gesinde. Der Prediger begann: „Fürchtet euch nicht!“

Da sah er die Augen des Meisters auf sich gerichtet — da sah er die vielen anstarrenden Blicke, und ihm schwindelte. Noch einmal begann er: „Fürchtet euch nicht!“ Der Saal schien zu taumeln, zu tanzen. Vor seinem Blick flimmerte und flog alles, seine Zunge lallte noch ein paarmal: „Fürchtet euch nicht!“ Eulogius war gleich im Anfang stecken geblieben.

Die Zuhörer saßen in peinlicher Verlegenheit, und von der Stirn des armen Präbikanten fielen die Schweißtropfen der Angst. Der Doktor aber machte der bösen Situation kurz ein Ende, sagte Eulogius bei der Hand und führte ihn ins Nebengemach. Zuerst schalt er ein wenig: „Fürchtet euch nicht, fürch-

tet euch nicht — ja, das wäre auch ein Präbikant, vor dem die Leute sich fürchten sollten! Flugs wollen wir beieinander niederknien und unsern lieben Herrn bitten, so wird Euch die Kraft von oben kommen und die Menschenfurcht weichen.“

Mit dem Kandidaten wurde ein rechtes Luthergebet gehalten, von dem eine Kraft ausging. Bläß, aber ohne Schwindel und Schwäche bestieg Eulogius noch einmal das Ratheder, ohne Anstoß begann er seine Predigt, immer fließender fielen die Worte seiner Verkündigung. Zuletzt hat er von seiner Erfahrung im Mönchtum ein ergreifendes Zeugnis abgelegt, welches Doktor Luther um so mehr verstand, weil es seine eigene Erfahrung war, die er aus anderem Munde hörte.

Eulogius hatte den ersten und einzigen Anfall des Ranzelfiebers überwunden und war geschickt zum Predigtkamte befunden worden. Darum rief Luther, der stets auf der Suche nach guten Predigern war, seinen Hauslehrer zu sich ins Studiergemach, wo er ein vertrauliches Gespräch mit ihm hatte.

„Bald wird eine Gemeinde Euch zum Pfarrer wählen, und es wird keine schlechte Wahl sein.“

Der einstige Mönch, der immer neue Wunder in Wittenberg erlebte, wußte vor Freude nichts zu sagen, nur seine strahlenden Augen rebeten.

Luther schmunzelte: „Eins noch! Die Ehelosigkeit der Pfaffen hat unsägliches Sündenelend, bei andern Vergernis und eigene Gewissensnot angerichtet, und ich halte dafür, ein rechter Pfarrer darf nicht ohne rechte Pfarrfrau sein. Wie steht es mit Euch? Soll ich unter den Töchtern der Stadt Umschau für Euch halten, da Ihr so arg bescheiden und blöde seid? Oder habt Ihr schon selbst ausgeschaut und eine ehrbare, fleißige, fromme Jungfer ge- und ersehen? Ja, dieser Vokativus ist ein tiefstilles Gewässer.“

Weil Eulogius zum Versinken verlegen war, lenkte Luther leutselig ein. „Ich weiß, mein Lieber, im Nonnenbauer zu Annaberg sitzt Euer Vöglein. Und Ihr habt noch nichts getan, um es aus seinem Käfig zu befreien?“

Jetzt konnte der Baccalaureus sprechen! „Längst habe ich ein Duzend von Euren Büchern an meine Mutter gesandt — mein Vater ist ja vor Jahresfrist an der Pest gestorben, und seine Wittve hat in der Stadt ein Häuschen zum Wohnen. Mein Mütterlein ist da ins Kloster gehumpelt und hat der Schwester Gisela, die schon von der neuen Lehre vieles gehört hatte, ein Buch zugesteckt und einen Gruß von mir bestellt. Wer an der Heiligen Schrift Eure Schriften prüft, der muß erkennen, welches die Wahrheit ist. Gisela glaubt Euren Worten, weil es Gottes Worte sind, und hat erkannt, daß die Gelübde eitel und hinfällig sind. Aber noch zagt sie, ihre Bande zu brechen.“

„Besser, als wenn sie leichtfertig entliefe.“

„Ach, sie kann nicht entlaufen. Mit großer Freimütigkeit hat sie der Abtissin gestanden, daß sie im Werkdienst, im Rasteten, Fasten und Rosenkranzbeten keinen Frieden fände. Darum wird sie jetzt in strenger Hut gehalten und geht nie allein auf die Gasse. Auch ist der Herzog Georg ein wilder Papist, der allen Bischöfen, Prioren und Abtissinnen jederzeit seinen weltlichen Arm leiht. Alle fliehenden Klosterleute, die seine Häuser erwischen, werden in harte Haft getan. Ach, ich weiß, daß Gisela gern den Banden entrinnen möchte, in denen sie gebunden ist, und ich habe viel gebetet um Erleuchtung, wie ich ihr helfe, aber ich habe keinen Weg erkannt, wie ich sie aus ihrem Klosterkerker befreie.“

Luther lächelte schalkhaft. „Die Erleuchtung habe ich — und die Erfahrung. Hab' ich nicht den Rat gegeben, ein Loch

in die Mauer zu graben, als Koppe die neun Nonnen auf einmal, darunter meine liebe Rätthe war, aus dem Nimtschener Kloster holte? Einen guten Rat, welches wohlfeil ist, will ich Euch insgeheim geben, aber als Doktor der Universität darf ich kein Nonnenentführer sein, und Ihr müßt selbst die Raftanien aus dem Feuer, das heißt, das arme Weiblein aus den Krallen der Cerbera, der Aebtissin, holen. Wolf könnt Ihr als Helfer mitnehmen. Macht es aber schlau, damit Ihr nicht gefangen werdet!" Luther gab mit flüsternder Stimme dem guten Eulogius einen Schelmenrat.

Der schüchterne Baccalaureus war, wenn es galt, mutig und mannhaft, und in dem inbrünstigen Verlangen, die Jungfer von Wölitz zu befreien, entschloß er sich zu dem Unternehmen, das ein Wagnis war und im herzoglichen Sachsen mit harter Haft bestraft wurde.

Sein Freund, der ehrliche Famulus, ließ ihn nicht allein ziehen. Wie fahrende Schüler, wie Bacchanten waren beide gekleidet, trugen einen Ranzen auf dem Rücken und einen Knotenstock in der Hand. Glücklich erreichten sie ihr Ziel, das Städtchen Annaberg, wo sie bei der Wittib des Walbläufers herbergten. Eulogius war ein guter Sohn, der sein liebes Mütterchen küßte und herzte, und guten Söhnen wird es wohl ergehen auf Erden, denn glückbringend ist der Muttersegen.

Die alte Frau segnete die beiden, als sie auszogen zu ihrem Nachtwerk, welches das Licht scheute und doch nicht böse war.

Mitten im ummauerten Garten stand das Graukloster, in der Kapelle brannten alle Lichter, denn es war halb die Stunde, wo die Nonnen die letzte Hore sangen. Der eine von den Nachtgängern trug eine Leiter, Wolf schleppte schwer an einem vollen Sack.

Mit Hilfe der Leiter war die Mauer leicht überstiegen, mehr Mühe machte es, den Sack hinüberzuschaffen, doch den vereinten Kräften, welche die Aufregung verdoppelte, gelang es schließlich. Unter der feuersicheren, ellenbiden Außenwand des Refektoriums, das im tiefen Dunkel lag, schütteten sie den Inhalt des Sackes, der mit pechgetränkten Rienspänen angefüllt war, aus. Eilig und geschickt baute Wolf eine hohe Pyramide aus den Spänen, und der andere schlug mit Stahl und Stein Feuer in den Zündschwamm.

Was soll die Scheiter an der Klosterwand? Wollen sie als nächtliche Brandstifter das Kloster in Flammen setzen, um in dem entstehenden Aufruhr der Verwirrung und Angst die Nonne zu entführen? Wollen sie den Weg der Bösewichter betreten? Nein, es ist unmöglich, daß diese Männer Brandstiftung und verbrecherische Anschläge im Schilde führen, wenn auch ihr Gebaren verdächtig und lichtscheu scheint. Nein, böse kann nicht ihr Beginnen sein, denn sie falteten zum kurzen Gebet die Hände, damit ihr Anschlag gelinge.

Eulogius zündete — alle zaubernde Zagnis hatte ihn verlassen — die Holzscheiter an, die im Augenblick lichterloh brannte und weithin einen grellen, glutroten Feuerschein warf, als stünde das Klostergebäude in Flammen. So grauig hoch und grell das Feuer lohte, so ungefährlich war es der dicken Brandmauer.

Wolf rannte zur Klopferpforte, zerrte am Glockenstränge und schrie gellend: „Feuer, Feuer! Das ganze Klosterhaus brennt!“

Die Pförtnerin ließ den Schlüssel fallen und die Tür sperrte weit offen stehen und kreischte durch die Kreuzgänge und in die Kapelle hinein: „Feuer, Feuer! Das Klosterhaus steht in Loh!“

Schriß riß der Horengesang der Gottesbräute ab. Der

zuckende Flammenschein, der durch die Fenster fiel, bestätigte das Brandgeschrei, das allerwegen kreischend, schreiend, schluchzend und heulend erhoben wurde.

Mitten im Kreuzgange stand Wolf und überbrüllte das Stimmengetöse und Gepolter der hinausstürzenden Weiblein. „Feuer, Feuer! Das ganze Kloster brennt! Jeder rette sich durch die große Tür ins Freie!“

Seltsamerweise war die Aebtissin die allererste, die sich salvierte. Ihr folgten die Könnlein, wie eine schreckgeschlagene Herde von weißen Lämmlein.

Vor der Pforte im Schatten stand Eulogius auf Wache, und das Klopfen seines Herzens stand still, während seine stier spähenden Augen beinahe aus den Höhlen traten und in jedes Gesicht sich bohrten.

Alte Runzelgesichter! Angstverzerrte Züge! War sie nicht im Haufen, der aus der Tür sich wälzte und sinnlos kreischte? Ja, da tauchte ein blaßes, mitten in der tollen Erregung fast ruhiges Antlitz auf! Das waren die weichen, lieblichen, unvergesslichen Züge, nur fester, schärfer und verklärter geworden im Leide. Sie, das einzige Weib, dessen Angesicht in seiner Seele stand, die Geliebte seiner Kindheit und Jugend war es! Er ergriff ihren Arm und riß sie hinweg, in die Düsternis des Gartens hinein.

Wolf war schon verschwunden und stand wartend unter der Leiter.

Ohne Schrei und ohne Sträuben, still und ergeben ging die Nonne mit dem fremden Manne, der sie führte. Und doch hatte er nur das eine Wort gesprochen: „Gisela!“

Seine Stimme hätte sie unter Tausenden und im wildesten Getümmel gehört und gekannt. Als sie den Laut seiner Stimme nach Jahren wieder vernahm und sein „Gisela“ hörte, so weich und innig, wie sonst kein Menschenmund es je gesprochen, da wußte sie, daß ihre Erlösung gekommen und das Wunder, darauf sie gewartet, geschehen sei, da sollte und mußte sie mit ihm gehen, wohin er ging und sie führte.

Hastiger zog er sie am Arme fort. Der Brand war nur ein Feuerlein gewesen, das bereits am Erlöschen war und in Asche versank. Aus der Stadt liefen viele Leute mit Brandeimern herbei, fragten, wo das Graukloster brenne, fanden keine Brunnst und fingen an zu lachen.

Jetzt mitterte die Aebtissin, die über der niedergebrannten Scheiter stand, Unrat, aber noch nicht den richtigen Sachverhalt. „Nordbrenner haben unser Kloster niederbrennen und uns berauben wollen! Heilige Maria, bitte für uns!“

Doch als kluge Frau verließ sie sich weniger auf den Beistand der heiligen Jungfrau als auf den weltlichen Arm. Alle Scharwächter der Stadt ließ sie holen, und die mit Morgensternen bewaffneten Männer umstellten das Kloster, während der ganzen Nacht getreulich es bewachend.

Von den Nordbrennern wurde nichts als nur die angelehnte Leiter gefunden. In der Verwirrung hatte keiner die Schwester Gisela vermisst. Erst am Morgen bemerkte man im Refektorium, daß sie fehle, und vergeblich war das Suchen und das Schreien ihres Namens. Da erriet die Aebtissin in einer plötzlichen Erleuchtung, welche aber alle ihre Züge stockfinster machte, den ganzen Sachverhalt und die Ursache des Scheinbrandes.

Die drei Flüchtlinge waren in der Nacht auf Seitenwegen, die dem einstigen Walbläufersohne bekannt waren, durch das herzogliche Ländchen geflohen und hatten ohne Fährlichkeit die Grenzpfähle des Kurfürstentums erreicht, hinter denen sie geborgen und in Sicherheit waren.

Auf dem Wagen eines Fuhrmanns hat Gisela von Wöllich in Wittenberg, der Freistadt aller Bedrängten, ihren Einzug gehalten, und der Stadtschreiber, der vor Jahren einer Nonne Katharina von Bora Untersand gewährt hatte, gab auch ihr gute Herberge.

Als nach glücklicher Rückkehr Eulogius Corvinus bei dem Doktor Luther sich meldete und fröhlichen Bericht erstattete, klopfte dieser ihm lachend die Schulter: „Es ist uns geboten, ungöttliche Ketten zu brechen, wo wir's vermögen. Den Segen zur Fahrt und zur Entführung gab ich, aber den Rat, einen Scheinbrand zu entzünden, habe ich nicht erteilt.“

„Nein, der Plan entsprang wie eine plötzliche Eingebung in meinem eigenen Haupte.“

„Noch einen Segen, den Segen zur christlichen Ehe will ich geben, mein Lieber! In der Stadt Orlamünde hat das Evangelium großen Fortgang, und die Gemeinde begehrte einen zweiten Prediger von mir. Sie haben den Baccalaureus Eulo-

gius Corvinus, den ich ihnen vorschlug, auf mein Wort hin gewählt.“

Da wurde Eulogius noch einmal sprachlos, aber nicht vor Verlegenheit, sondern weil die größte Freude still und stumm ist.

Kein geringerer als Doktor Luther selbst schloß und segnete den Ehebund in der Stadtkirche. Wiederum zeternten und schimpften die Papisten von der neuen Lutherehe, wie sie den Herzensbund des einstigen Mönchs und der einstigen Nonne nannten, und sie weisagten mit gruseligen Gebärden, daß in einer solchen Lutherehe der leidhaftige Antichrist geboren werden würde.

Doch die böshafte Prophezeiung wurde böß aufgefunden. Eulogius lebte in einer glücklichen Ehe mit seinem Weibe, und Gott schenkte dem Pfarrhause in Orlamünde fünf hübsche und herzige, liebe und liebliche Kindlein, die wie kleine Menschenengel anzusehen waren.

Auch in Amerika schon dagewesen.

Gar oft hört man in Gesprächen zu dieser Kriegszeit die Bemerkung: „So etwas ist in Amerika doch noch nicht dagewesen!“

Es gab, wie eine New Yorker englische Zeitung hervorhebt, schon im Jahre 1777 einen Nahrungsmittel-Diktator, und zwar war es der New Yorker Bürgermeister James Robertson für den Bereich der Stadt. Er gab bekannt, daß ihm Klagen über allzu teures Brot zu Ohren gekommen seien, und befahl, daß die Bäcker und Zwischenhändler künftig nicht mehr als 11 Cents für einen aus dem besten Mehle gebackenen Laib Brot im Gewichte von 3 Pfund und 5 Unzen rechnen dürften. Jedermann, der dieser Verordnung zuwiderhandelte, wurde mit Gefängnisstrafe bedroht, und außerdem wurde das in seinem Besitz gefundene Brot beschlagnahmt und den Armen gegeben.

Auch eine „Home Defense League“ schuf in New York im Jahre 1777 James Robertson, und er begründete seinen Schritt mit der Unsicherheit der Stadt, die von den Rebellen bedroht war und deren Inbrandsetzung man fürchtete. Aber der Beitritt zu dieser „Home Defense League“ war durchaus nicht ein so freiwilliger wie heutzutage. Jedermann mußte an den vorgeschriebe-

nen nächtlichen Patrouillegängen teilnehmen, und wer sich weigerte oder nicht zum Dienste kam, wurde mit Verlust des Bürgerrechts und mit Austreibung aus der Stadt bestraft.

Kommandant Jones brach im November 1777 eine Lauge für billiges Holz. Kohlen- und Holzbarone gab es wohl damals noch nicht, aber dennoch scheinen sich die Holzhändler den kalten Winter zumute gemacht zu haben. Und so mußte denn der brave Kommandant einschreiten und den Holzpreis festsetzen. Wer sich diesem Gebote nicht fügen wollte und seine Holzboote nicht mehr in New York landen ließ, dem wurden sie kurzerhand weggenommen und Leuten anvertraut, die willens waren, den New Yorkern ihr Holz zu dem festgesetzten Preise zuzuführen.

Am 27. Dezember 1777 aber setzte Generalleutnant Clinton einen Preis fest, für den die Long Island-Farmer ihre Produkte in New York verkaufen mußten. Ein Bushel Weizen, 58 Pfund schwer, durfte 12 Shilling bringen, ein Bushel Roggen oder Korn 7 Shilling. Weizenmehl, Roggen- und Kornmehl bekamen ebenfalls feste Preise. Und wenn ein Farmer nicht einverstanden war mit dem Tagesbefehl des Generalleutnants, dann wurde er einfach in Arrest gesteckt, und seine Produkte wurden ihm beschlagnahmt.

Bei den deutschen Internierten in Fort Oglethorpe, Ga.

Bei den im Süden unseres Landes, zu Fort Oglethorpe im Staate Georgia, gefangen gehaltenen Besatzungsmannschaften einiger der beschlagnahmten deutschen Schiffe hat in den letzten Wochen, seit die „Abendschule“ über sie berichtet und für ihre kleinen Lebensannehmlichkeiten milde Gaben gesammelt hat, gewiß mancher Leser im Geiste schon geweiht, zumal solche Leser, die diesen Internierten ein Scherflein aufließen ließen.

Heute können wir uns von ihnen und ihrer Lage eine noch bessere Vorstellung machen! Hasten unsere Augen nicht auf diesem schönen Bilde? Was sind das für seine Quartiere und Barracken, wenigstens von außen! Obgleich rechts der hoch gespannte Drahtzaun uns so gleich sagt, daß Gefangene hier haufen, können wir doch nicht umhin, sofort anzuerkennen, daß Onkel Sam in der Tat als ein freigebiger Gastwirt auch gegen Internierte, gefangen gefetzte Angehörige eines Landes, mit dem er auf dem Kriegsfuße steht, sich erweist. Es fallen uns unwillkürlich zum Vergleich die Bilder und Schilderungen von den Konzentrationslagern der armen

gefangenen Buren Südafrikas ein, Stätten, von denen man in den Jahren 1900 und 1901 so viel zu sehen und zu hören bekam, und wir freuen uns, daß unsere Regierung und unser Land mit dieser Handlungsweise den kriegführenden Völkern ein nachahmenswertes Beispiel gibt. Wenn der Leser nun die Seite umdreht, sieht er diese Angaben noch erst recht bestätigt.

Siehe auf unserem ersten Bilde sehen wir zwei deutsche Seeleute förmlich in den prangenden Blumenbeeten versteckt, die sich längs der ganzen Front der Kasernen hinziehen. Aber man muß doch nicht wägen, daß ihnen Onkel Sam auch dies alles so herrlich „figt“. Schon der dritte Mann — rechts — im Arbeitsanzuge überzeugt uns, daß er als Internierter keineswegs ein Müßiggänger und Nichtstuer ist, und auch die beiden andern haben sich nicht etwa bloß des Bildes wegen zwischen die Blumen hingestellt, sondern sie sind Gärtner und Botaniker, die dafür sorgen, daß ihre Wohnungen auch in Feindesland einen recht freundlichen, gewinnenden Anstrich haben sollen.

Aber die Internierten



Internierte Deutsche bei der Blumenpflege in Fort Oglethorpe, Ga.



1. Internierte und ihre kleinen Lieblinge. 2 und 3. Auf und vor der Veranda ihrer Quartiere.
4. Nach besorgter großer Wäsche.

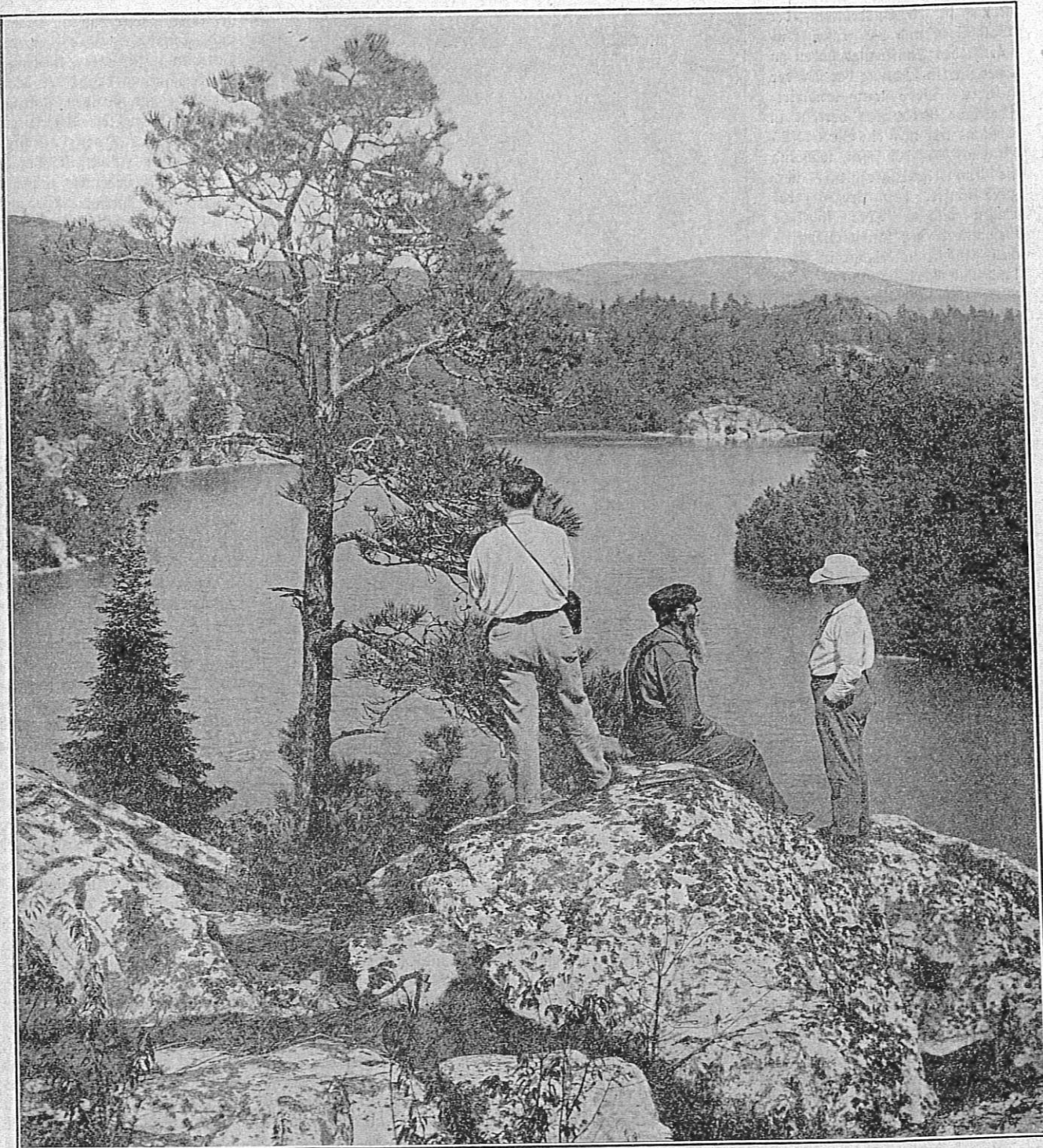
können sich unmöglich alle mit der Blumenpflege abgeben. Unser zweites Bild zeigt uns Naturfreunde anderer Art. Vier muntere Teerjaden lächeln uns als erfolgreiche Viehzüchter an. Allerliebste junges Hundevieh hätscheln sie im Arme. Ob von den drallen Möpffen auch einer „Nex“ oder gar „Imperator“ heißt? Jedenfalls gedeihen auch sie in der Gefangenschaft und sind so kugelfrund und wohlgenährt wie alle, die wir selbst und unsere Leser je „gerechtfertigt“ haben.

Auf dem folgenden Bilde, einer hinteren Veranda der Kasernen, haben offenbar recht viele der Insassen nicht nur aufs Bild kommen wollen, sondern haben auch ganz deutlich versucht, ein recht freundliches, dankbares Gesicht aufzusetzen, in dem Bewußtsein, manchem Leser und gewiß noch mehr Leserinnen der „Abendschule“ so wenigstens einen „smile“ übermitteln zu können. Mit Studien aller Art, mit Literatur, besonders fremden Sprachen, mit Musik, mit Schachspiel (die vordere sitzende Gruppe links ist eben damit beschäftigt) und mit mancherlei sportlichen Übungen bringen sie ihre Mußestunden zu.

Das nächste Bild zeigt uns eine große Schar, die soeben den Esssaal umdrängt, auf der Veranda sowohl wie auf dem Vorplatze. Draußen hinter dem hohen Drahtgäuzen auf dem Seitentwege kommen einige Wachtposten zum Vorschein. Auch die Landstraße davor mit ihren Rasenflächen und Baumanlagen ist wohlgepflegt. Aber ihre ganze Anlage und Instandhaltung wird den freigebigen Anteil Sam doch kaum so viel kosten wie die Instandhaltung einer solchen Schar von Männern in den besten Jahren. Da müssen Küche und Keller gehörig auffahren! Das weiß gerade zu dieser Zeit niemand besser als die Farmerfrau, wenn „de Mannslid in de Ernd“ und bi't Dreischen sind“. Sie möchte gewiß in dieser Kaserne gern einmal die große „Pötte“ sehen. Nun, — was das betrifft die „Mannslid“ ja gewiß auch, und zwar recht voll!

Nehmen in dieser Kriegszeit nicht nur drüben, sondern auch schon hier immer mehr Frauen die Berufsstellen der Männer ein, so zeigt uns unser letztes Bild, wo hier die Männer eine Frauenarbeit verrichtet haben. Sie haben „große Wäsche“ gehabt! Was hängt die Leine voll, und alles so schneeweiß! Im Internierungslager hat der Mann somit auch Hausfrau pflichten. Aber — wir können uns jetzt des Gedankens nicht mehr erwehren, daß alle Hausfrauen längst und neuerdings auch immer mehr Chemänner in Suffragettenhäusern beschäftigt haben: daß die Wäsche doch ein recht schweres Stück Arbeit ist. Nach getaner Arbeit ist gut ruhen sehen wir hier deutlich, unübergehtlich. O diese Männer eine Waschmaschine besitzen wissen wir nicht, aber die gute Lehre erteilt dies ihr Bild, daß, wo immer in einer Hause Erleichterung der Wascharbeit beschafft werden kann, damit nicht gesäumt werden sollte. „Aberst en feinen Wascharplatz hetwilt se doch!“ Damit hat die Leerin ebenfalls recht!

W.



Am kleinen See der Farm an mildem Sommertage.

Landwirtschaft und Lebensmittel in den Ländern der Entente.

Als Deutschland am 31. Januar den verschärften Tauchbootkrieg ankündigte, wurde eine Aushungerung Englands innerhalb weniger Monate vorausgesagt. Sieben Monate U-Bootkrieg haben gezeigt, daß, so wenig Deutschland durch Hunger infolge der englischen Blockade besiegt werden konnte, auch England nicht so leicht durch Hunger infolge der deutschen Sperre auf die Kniee zu zwingen ist, wie man wähnte. Einschränkungen einerseits und durchschlüpfende Zufuhren andererseits haben den Völkern noch immer den Wolf abgewehrt. Jedenfalls aber haben jene beiderseitigen Kriegsmahnahmen viel dazu beigetragen, die Sehnsucht nach Frieden zu stärken.

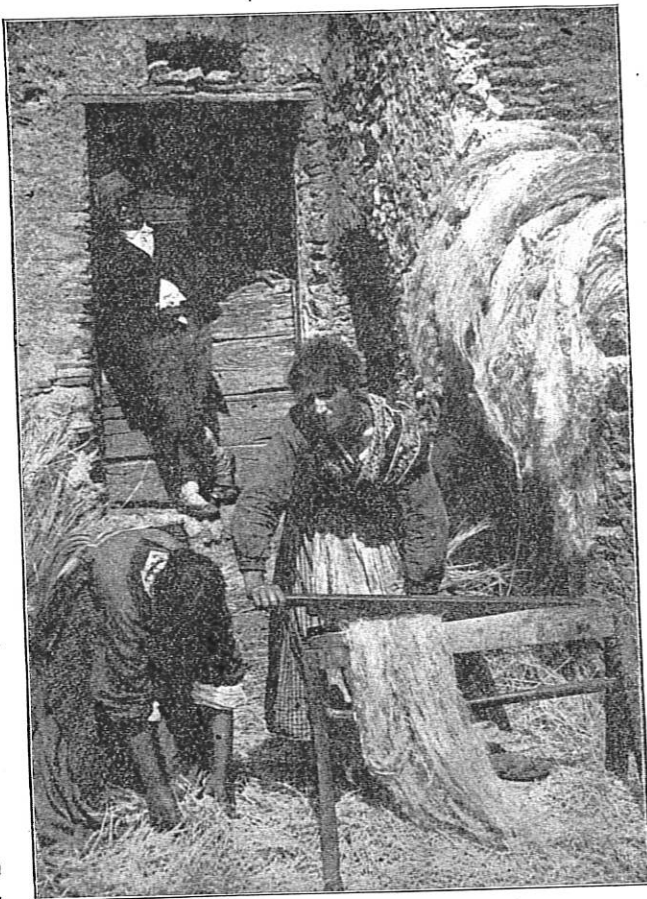
Belehrend und zeitgemäß ist da gerade jetzt eine ausführliche Darlegung über die Lebensmittelerzeugung der Alliierten von Dr.

E. G. Riken in der „N. Y. Staatszeitung“, die hier in gedrängtem Rahmen zusammengefaßt und wiedergegeben sein möge.

England, sagt der Gewährsmann, hat keine eigene leistungsfähige Landwirtschaft. Nur noch etwa 12 Prozent der gesamten Bevölkerung sind in der Landwirtschaft tätig; nur 13 Prozent der Gesamtfläche Englands sind heute noch Ackerland. England ist das Land des Großgrundbesitzes und der Großpacht: auf 7,400 Grundbesitzer entfällt die Hälfte des Landes, und von der landwirtschaftlich genutzten Fläche sind rund 88 Prozent Pachtland. Der Weizenbau ist in den letzten 40 Jahren um 55 Prozent, also um mehr als die Hälfte, zurückgegangen. Der Roggen kommt für die Körnergewinnung kaum in Betracht. Auf Kosten des Ackerbaues hat eine beträchtliche Vermehrung der Weiden stattgefunden. Sehr

gering ist die Ausdehnung der Waldfläche, und die großen Ansprüche des Schiffbaues haben zu einer starken Richtung der Wälder geführt. Die gesamte landwirtschaftliche Produktion beträgt in England nur noch ein Viertel (25 Prozent) der deutschen, während sie dem Flächenverhältnis nach zwei Fünftel (40 Prozent) betragen müßte. Der jährliche Gesamtwert der landwirtschaftlichen Produktion beträgt in England nur \$1,250,000,000 gegen \$3,750,000,000 in Deutschland. Den Bedarf an Brotfrucht (als welche nur Weizen in Betracht kommt) mußte England zu vier Fünfteln (80 Prozent) aus dem Auslande beziehen. Den Bedarf der Bevölkerung an Fleisch mußte das Ausland fast zur Hälfte decken. Den Bedarf an Butter muß England zu 70 Prozent, den Bedarf an Käse zu 82 Prozent und an Eiern zu 67 Prozent vom Auslande beziehen. Von der englischen Lebensmitteleinfuhr in den letzten Friedensjahren entfiel der höchste Einzelbetrag auf Argentinien, es folgten sodann die Vereinigten Staaten, Indien, Canada, Australien und Neuseeland. Argentinien lieferte hauptsächlich Fleisch, Indien Weizen und Tee, Canada Weizen, Australien Weizen und Fleisch, Neuseeland Hammelfleisch und die Vereinigten Staaten Weizen und Speck. Die englischen Butterzufuhren kamen zu etwa drei Vierteln aus Dänemark, Rußland, Frankreich, Schweden und Holland; der Rest kam aus Australien, aus Neuseeland und Argentinien. Von den eingeführten Eiern stammte über die Hälfte aus Rußland; etwa ein Viertel sandte Dänemark. Seit dem Kriege und besonders in diesem Jahre sind die Zufuhren aus den Vereinigten Staaten aber ganz bedeutend gestiegen.

Auch in Italien, welches von jeher ein armes, zurückgebliebenes Land war, steht die Lebensmittelversorgung auf sehr schwachen Füßen. Die italienische Landwirtschaft ist trotz der Günstigkeit der natürlichen Vorbedingungen weit davon entfernt, das Volk ausreichend mit Lebensmitteln versorgen zu können. Die Hauptursachen hierfür liegen in dem Mangel an Kapital, in den schlechten Kreditverhältnissen, in der mangelhaften Bodenverteilung und in der Zurückgebliebenheit der Wirtschaftsweise. Italien zerfällt in zwei verschiedene Teile, den Norden und die eigentliche Halbinsel, den Stiefel. Im Norden sind die Verhältnisse ähnlich denen in der französischen Landwirtschaft. Der Norden ist das Gebiet des Fortschritts; dagegen sind die Verhältnisse der Halbinsel nicht so günstig. Vor allem gibt es hier eine scharfe Trennung zwischen Eigentum und Betrieb. Das Land befindet sich als Großbesitz in den Händen des Adels, der die einzelnen Landstücke an kleine Pächter vergeben hat. Im Gegensatz zu England, wo die Großpacht herrscht, herrscht in Italien die Kleinpacht vor. Die dem Weizen eingeräumte Fläche beträgt 18 Prozent des gesamten Areal. Der Italiener ist, wie der Engländer und Franzose, hauptsächlich Weizenbrot und liebt getrocknete Mehlspeisen (Makkaroni). Obwohl jedoch der Weizenertrag fast ein Drittel der gesamten Ernte ausmacht, mußten bereits im Frieden erhebliche Mengen Weizen aus dem Auslande eingeführt werden, meist aus Südrußland, Rumänien und Amerika (Ar-



Bäuerinnen in Süditalien.

gentinien, Vereinigten Staaten und Canada). Eine besondere Bedeutung für die italienische Volksernährung besitzt der Mais. Als Brot und Grütze (Polenta) bildet er in vielen Bezirken die Hauptnahrung der ärmeren Volksschichten. Nun ist aber die Ernte außerordentlich schlecht ausgefallen. Auch die Viehwirtschaft genügt nicht dem Bedarf. Größere Bedeutung hat dagegen die Geflügelzucht, wobei insbesondere die starke Erzeugung und Ausfuhr von Eiern zu nennen ist. Die sonstigen landwirtschaftlichen Produkte, die Italien in so genügender Menge hervorbringt, daß eine Ausfuhr darin möglich ist, sind Gemüse (vor allem Frühgemüse), Obst und Südfrüchte. Die Hauptländer aber, in die frische Früchte ausgeführt wurden, waren in erster Linie Deutschland und Oesterreich-Ungarn.

Besser als in England und Italien sieht es in Frankreich mit der Lebensmittelezeugung aus. Frankreich verfügt im allgemeinen über einen fruchtbaren Boden, ein günstiges Klima und eine starke Landwirtschaft (42 Prozent der Bevölkerung sind noch in der Landwirtschaft tätig). Die Besitz- und Betriebsverhältnisse haben eine große Ähnlichkeit mit denen des Rheinlandes. Im großen und ganzen vermochte Frankreich bisher seine Bevölkerung mit eigenen Lebensmitteln zu versorgen, aber nur deshalb, weil diese Verhältnisse mäßig gering ist. Hinzu kommt, daß Frankreich die zweitgrößte Kolonialmacht der Erde ist; es hat sich in Nordafrika ein erweitertes Gebiet für die Versorgung mit Nahrungsmitteln zu verschaffen gewußt (Algerien), welches leicht mit dem Mutterlande in guter Verbindung gehalten werden kann, aber jetzt doch auch die Tauchbootgefahren spürt. Was die Getreideernte anbelangt, kommt Frankreich an vierter Stelle (nach Rußland, den Vereinigten Staaten und Deutschland). In Bezug auf Weizen steht Frankreich in der Weltwirtschaft nur hinter den Vereinigten Staaten und Rußland zurück. Die stärkste Weizenkultur befindet sich im Norden. Eine Linie von Bordeaux bis Belfort teilt Frankreich in zwei Teile; der nördliche hat eine Mehrproduktion an Weizen, der südliche einen Mehrbedarf. Das wichtigste Gebiet der Viehzucht ist das atlantische Küstenland von der Mündung der Loire bis nach Belgien. Dies ist auch das Gebiet des stärksten Futterbaues. Die Gebiete, die am ärmsten an Tierfäßen sind, liegen im Süden. Die französische Garten- und Gemüsekultur steht auf hoher Stufe und gestattet eine erhebliche Ausfuhr; ferner ist die Kleintierzucht (Geflügel, Kaninchen) ziemlich ausgedehnt; dergleichen ist Frankreich sehr reich an Obst und Wein. Dagegen gehört auch Frankreich zu denjenigen Ländern Europas, die am wenigsten bewaldet sind. Die Lebensmittelezeugung hat nun aber infolge des Krieges sehr zu leiden gehabt; wohl kaum in einem anderen Lande ist sie während des Krieges so sehr zurückgegangen. Ferner haben die Deutschen gerade die reichsten und fruchtbarsten Gebiete, die Nordprovinzen Frankreichs, besetzt, die bisher nicht nur Kohlen und Erze, sondern auch etwa ein Viertel der französischen Getreideernte lieferten.

Rußland ist der einzige größere europäische Staat, der bisher noch Lebens-



Eine russische Bauernfamilie.

mittel zur Ausfuhr bringen konnte, allerdings zu einem guten Teile nur deshalb, weil die Lebenshaltung der Bevölkerung auf sehr niedriger Stufe steht. Mit einer Getreideanbaufläche von 250,000,000 Acres steht Rußland an der Spitze aller Staaten der Welt. Im Jahre 1912—13 war dort eine nahezu siebenmal größere Fläche mit Brotgetreide bestellt als in Deutschland. Die Nettoernte, auf die es allein ankommt, war freilich von der siebenmal größeren Fläche nur etwa zweieinhalbmal so hoch. Unbestritten das erste Produktionsland der Welt ist Rußland beim Roggen und bei der Gerste (das zweite Roggenland der Welt ist Deutschland); in Weizen und Hafer streiten sich die Vereinigten Staaten und Rußland um den ersten Platz. In der landwirtschaftlichen Betriebsweise steht Rußland jedoch bedeutend zurück. Die Viehwirtschaft ist wenig entwickelt, und eine Ausfuhr war nur wegen des geringen Fleischverbrauchs der russischen Bevölkerung möglich; sie verbraucht nur knapp zwei Fünftel so viel Fleisch wie die Bevölkerung Deutschlands. Die Hauptausfuhrware bildete in Rußland das Getreide (47 Prozent der Gesamtausfuhr), besonders der Weizen. Daneben ist auch die Ausfuhr von Eiern und Butter, vornehmlich aus Sibirien, zu erwähnen. Die eigentlichen Ausfuhrgebiete sind Südrußland und der Nordkaspius. Die Getreideausfuhr drängt zum Schwarzen Meere, wohin auch fast alle wichtigen Ströme Rußlands ziehen. Daher auch die große Bedeutung der Dardanellen für Rußland. Von der Bedeutung des Waldes, der im europäischen Rußland allein 34 Prozent der Fläche bedeckt (in Deutschland 26 Prozent), zeugt schon der Umstand, daß die Holzausfuhr an zweiter Stelle unter den Ausfuhrerzeugnissen steht. Trotzdem aber Rußland ein überwiegender Agrarstaat ist, hat es gleichwohl im Verlaufe des Krieges erhebliche Schwierigkeiten mit seiner Lebensmittelversorgung bekommen. Die Gründe hierfür liegen hauptsächlich in dem großen Mangel an Organisation und Transportmitteln. Insbesondere hat die Viehzucht infolge des Krieges sehr gelitten. Die zahlreichen Militärpersonen, die im Zivilleben den Fleischgenuss kaum kannten, verzeihen heute um ein Vielfaches mehr, wodurch allein schon eine große Verwüstung der russischen Viehbestände, vor allem auch der Zuchtbestände, herbeigeführt wurde.

Nach Rußland war bisher Rumänien das einzige europäische Land, welches Getreide in nennenswertem Umfange zur Ausfuhr bringen konnte. Diese Möglichkeit war Rumänien deshalb gegeben, weil die Bevölkerung eine geringe ist, ferner wegen der Fruchtbarkeit des Bodens und schließlich, weil der Getreidebau in Rumänien ein ausnehmend starker ist. Von der gesamten Ackerfläche sind 80 Prozent mit Getreide bestellt, und zwar vorzugsweise mit Mais (33,7 Prozent) und mit Weizen (28,9 Prozent). Die Getreideausfuhr des Landes ist eine sehr starke, es gelangen nämlich nicht weniger als 52 Prozent zur Ausfuhr. Nur ein Land der Welt übertrifft Rumänien hier, nämlich Argentinien mit 57 Prozent.



Frische Bäuerinnen schleppen Brennholz heim.

Insgesamt werden an Getreide 8,16 Doppelzentner pro Kopf der Bevölkerung geerntet. Der Eigenbedarf beträgt etwa 4 Doppelzentner pro Kopf und Jahr, so daß Rumänien 4,2 Doppelzentner pro Kopf ausführen kann. In Rumänien bildet übrigens der Mais und nicht so sehr der Weizen die Hauptbrotsfrucht des Volkes. Die Viehproduktion ist nicht sonderlich stark entwickelt, doch der Schafbestand ein bedeutender; die Zahl der Schafe ist größer als in dem viermal größeren Deutschland. Die fruchtbarsten Gebiete Rumäniens werden heute von den Zentralmächten besetzt gehalten.

Ziemlich umgekehrt wie in Rumänien liegen die Verhältnisse in Belgien. Belgien hat nur eine geringe Landwirtschaft (21 Prozent der Gesamtbevölkerung), die, wenn sie auch auf hoher Stufe steht, doch bei weitem nicht zur Deckung des Bedarfs fähig ist. Die Versorgung Belgiens mit Lebensmitteln, besonders mit Brotsfrucht, erfolgte bisher zu drei Vierteln aus dem Auslande, vor allem aus Amerika. Besser steht es mit der belgischen Viehzucht. Ausfuhrartikel waren geschlachtetes Geflügel und insbesondere die berühmten belgischen Pferde, von deren Ausfuhr aber so viel

wie neun Zehntel auf Deutschland entfielen.

In Serbien ist die Hauptfrucht der Mais, der 46 Prozent des Ackerlandes einnimmt. Danach kommt der Weizen mit 30 Prozent. Weizen wird indes wenig verzehrt, er gelangt meist zur Ausfuhr, doch handelt es sich nur um geringe Mengen. Eine Haupterntequelle des Landes ist der Obstbau, und zwar steht hier der Pflaumenbau an erster Stelle. Der Reichtum der Wälder an Eichen und Buchen ermöglicht eine ausgedehnte Schweinezucht. Ähnlich wie in Serbien liegen die Verhältnisse in Montenegro. In beiden Ländern steht die Wirtschaftsweise noch auf sehr niedriger Stufe. Dasselbe gilt von Portugal. Die portugiesische Landwirtschaft vermag den Lebensbedarf der Bevölkerung nicht zu decken, es muß viel Weizen und Mais eingeführt werden. Das Haupterzeugnis des Landes ist Wein; daneben bilden für den Ausfuhrhandel die Korkeichenwälder die bedeutendste Einnahmequelle.

Angeichts all dieser Zustände in den Ländern der Entente wird es erklärlich, wenn das Bundes-Handelsamt berichtet: Mit dem Ende Juni abgelaufenen Fiskaljahre hat die amerikanische Ausfuhr von Brotsstoffen nach Europa einen Wert von \$566,000,000 erreicht, oder \$144,000,000 mehr als im Jahre 1916; der Fleischexport hatte einen Wert von \$360,000,000 gegenüber \$258,000,000 im Vorjahre. Angesichts der großen durch den Krieg erzeugten Notstände ist die dringende Mahnung unseres Präsidenten erklärlich: „Die Nahrungsmittelreserven der Welt sind gering. Nicht nur während der gegenwärtigen Notlage, sondern auch noch lange Zeit nach dem Friedensschluß wird sowohl unser Volk als auch ein großer Teil der Völker Europas auf die Ernten Amerikas angewiesen sein. Nunmehr ist die Zeit für Amerika gekommen, seinen unüberzeihlichen Fehler mit Bezug auf Verschwendung und Extravaganz wieder gut zu machen.“ w.

Erntedank.

Es brachte goldenes Korn der Halm, —
Stimmt an dem Herrn den Freudenpsalm!
Sein Segen hat das Land gekrönt,
Sein Heil das Leben uns versöhnt.



Wir streuten hoffend Samen aus, —
Er führte unser Werk hinaus,
Er segnete der Liebe Saat,
Gab, was der Glaube sich erbat.



Im Wettersturm, im Sonnenbrand,
Im Abendtau hat seine Hand
Beschrmt, beschattet, wohlgetan; —
Steigt unser Dank nicht himmelan?